13/1988 PREIS 0,80 M

DDR ISSN 0427-5217

FREIE Welt

200 Meter bis China

FW im sowjetischen Grenzort Chorgos

Penderecki exklusiv

Hausbesuch bei dem weltberühmten Komponisten in Kraków

Aus dem Lock-Buch

Urlaub auf den blauen Straßen von Wolga, Don und Dnepr

★ Inhalt

★ Im Blickpunkt

Exklusiv-Reportage
FW-Reporter beobachteten am sowjetisch-chinesischen Grenzübergang Handel, Wandel und Reiseverkehr **Seite 4**

Nachrichtenmagazin **Seite 12**

Interview
Eine atomwaffenfreie Zone für den Balkan **Seite 16**

Wirtschaft
Die Ansichten des Valeri K., eines sibirischen Stahlwerkers **Seite 18**

Geschichte
Der 17. Juni 1953 **Seite 22**

Tourismus-Ratgeber **Seite 24**

Memoiren
Reisebericht aus der Mongolei **Seite 26**

Grafik zu Literatur
Ronald Paris – Isaak Babel **Seite 28**

Kubanische Impressionen
Ein Abend am Malecón **Seite 30**

Pantomime
Jenaer Jünger der „Schweigenden Kunst" vor den 22. Arbeiterfestspielen **Seite 32**

Erzählung
Pepetela: Aus dem Roman „Schöpfungsregen der Yaka" **Seite 34**

Humor **Seite 36**

Rätsel **Seite 38**

Kinderserie
„Die beiden Brüder" **Seite 40**

Kosmos
Schipka – ein Himmelsspaß. Zweiter bemannter Raumflug Sowjetunion–Bulgarien **Seite 42**

Leserforum **Seite 44**

Komponistenporträt
Hausbesuch bei Penderecki **Seite 46**

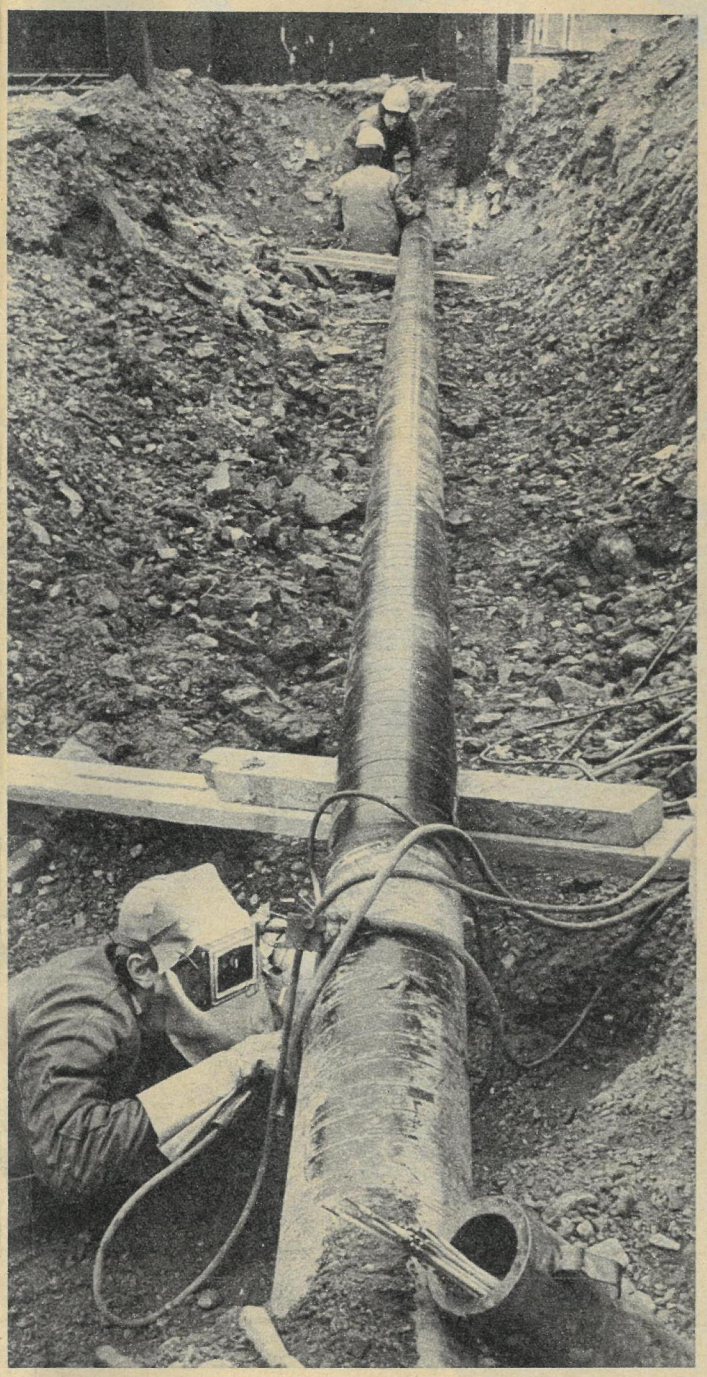
Sport
Neuer Stern auf der Marathon-Strecke **Seite 50**

Steppenexkursion
Auf einer Pferdefarm in Kasachstan **Seite 52**

Titelfoto:
Detlev Steinberg

Redaktionsschluß für dieses Heft: **13. 6. 1988**

Wremja drückt in Gremja



Fotoreporter vor Ort sind unruhig bis zur letzten Minute, damit ihnen nichts Unwiederbringliches entgeht. So auch Nina Rücker auf der DDR-Baustelle in Gremjatschinsk am Zentralen Jugendobjekt Erdgastrasse im Ural. Rein zufällig traf sie die Handvoll Leute, die sie wenig später für unser Gruppenfoto postierte. Die fegten gerade einen sowjetischen Güterwagen besenrein und machten dabei mürrische Bemerkungen wie: „Von welcher Zeitung kommsten eigentlich mit deiner Knipse? Über uns erscheint ja sowieso nischt…“ Es stellte sich heraus, daß sie – seit Baustelleneröffnung im August 1986 – gerade den 5000. Waggon entladen hatten. Fast wäre dieses Ereignis unbemerkt vorübergegangen.

„Mach uns wenigstens ein Erinnerungsbild“, baten die jungen Männer und trafen kurze Vorbereitungen. Dann hatten sie mit dicker Kreide das Wesentliche an die Waggontür geschrieben. Und so entstand unser FW-Nachrichtenfoto.

Ohne die annähernd 1500 Werktätigen des Verkehrswesens sowie die Be- und Entladekolonnen ginge an der Erdgastrasse nichts, und das wird offenbar nicht oft gewürdigt, wie auch der Blick ins Pressearchiv bestätigte. Was das Entladen betrifft: Waggonstandzeiten kosten beträchtliche Summen. Rascher Güterumschlag spart also Rubel ein und ist deshalb einer der wichtigsten Wettbewerbspunkte der Be- und Entladekollektive. Verlustarme Arbeit wird denen abverlangt und Fixigkeit. Unsere Helden nennen ihren derzeitigen Arbeitsplatz kurz und bündig „Gremja“. Und so entstand als Wortspiel mit dem russischen „Wremja“ (Zeit) die Überschrift dieses Artikels.

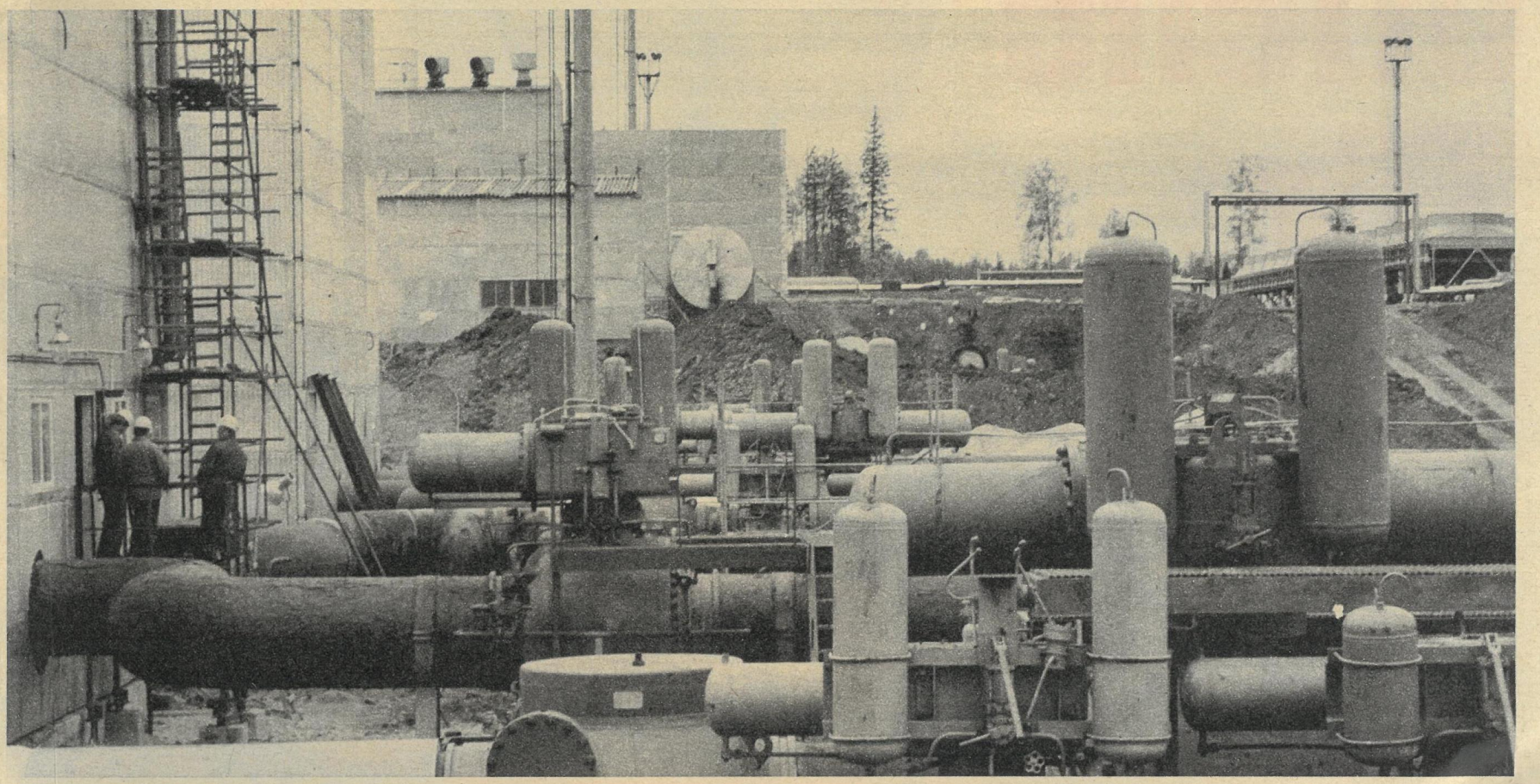
In Mittenwalde, beim VEB Kombinat Gasanlagenbau, bekam FW weitere Informationen zu dem, was auf Schiene und Straße, auf Ostseewellen via Mukran und Rostock und per Flugzeug zur Sicherung der DDR-Bauvorhaben in der UdSSR bewegt werden muß. Baustellen, wo Rohre für den Linearen Teil entladen werden, haben noch mehr zu verkraften als Gremjatschinsk: In Barda zum Beispiel waren es 1986 rund 5900 Waggons, in Otschor 1987 ungefähr 4600. Längst nicht nur Transporte aus der DDR, Wesentliches liefert die Sowjetunion selbst. Aber allein aus der DDR kommen in einer Jahresfrist zwölf- bis dreizehntausend Waggons. Etwa 430 Güterwagen mit Spezialpaletten sind ständig im direkten Pendelverkehr hin und her auf Achse. Daß sie durch Umspuren von DDR-Gleisbreite in SU-Maß die Möglichkeit bieten, Bauelemente für den Wohnungsbau ohne Umladen direkt von den Plattenwerken in der DDR bis zum rund 3000 Kilometer östlich gelegenen Bestimmungsort zu befördern, ist eine transporttechnische Lösung, die entscheidend Kosten senkt und Beschädigungen beim Umladen vermeidet. Jeder Wagen befindet sich in Computerobhut. So läßt sich ausweisen, daß er im Durchschnitt etwa 27 000 Kilometer jährlich rollt. Probleme gibt es immer wieder einmal, wenn Material und Ausrüstungen nicht rechtzeitig bereitstehen oder zu anderer Zeit als regelrechte Schwemme über die Transportleute hereinbrechen.

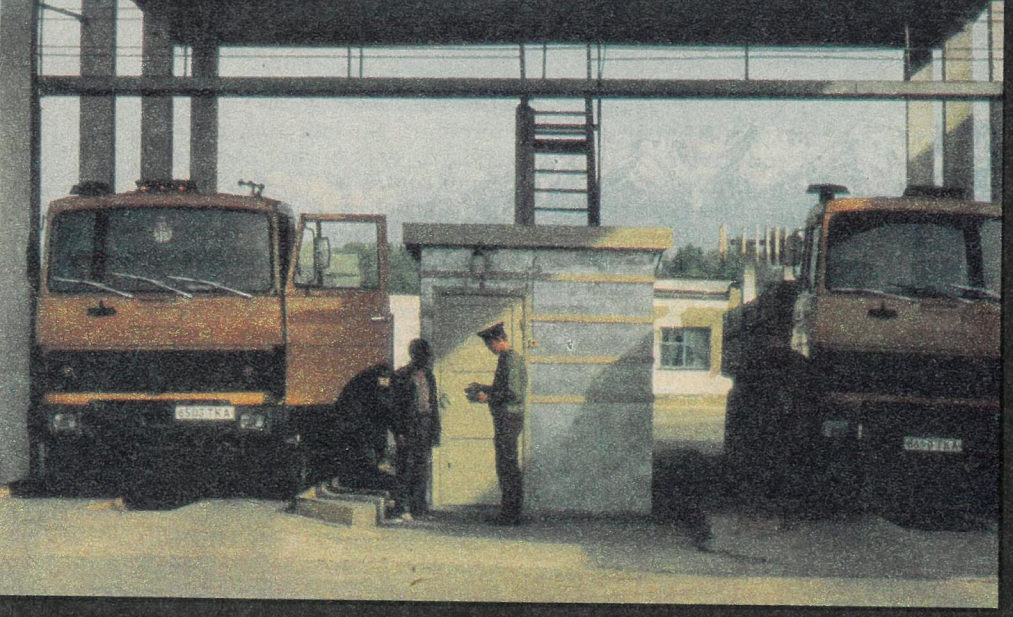
Ein Nachweis für die zuverlässige Zusammenarbeit mit der sowjetischen Staatsbahn: Bei rund 40 000 Wagen im vergangenen Jahr mußte lediglich nach einer knappen Handvoll geforscht werden, die durch menschlichen Irrtum nicht zum Termin den Zielbahnhof erreichten. Verschwunden ist noch keiner!

Unsere anderen Fotos zeigen, daß nicht nur großkalibrige Rohre an der Trasse gebraucht werden (links) und welch kompliziertes Industriebauwerk zum Beispiel eine Verdichterstation ist (unten). Der Bericht an die 6. Tagung des ZK der SED nennt vertrags- und qualitätsgerechte Leistungen gegenüber dem Bruderland UdSSR eine grundsätzliche Frage unserer internationalistischen Position; den Ruf der DDR als leistungsfähiger Wirtschaftspartner gilt es immer neu zu begründen.

In diesem Sinne drückt die Zeit, denn alles, was an der Trasse gebraucht wird, muß möglichst pünktlich an Ort und Stelle sein. Und deshalb ein Händedruck für alle, die da ranklotzen. Von Mittenwalde bis Gremja und anderswo.

Klaus Hurrelmann (Text)
Nina Rücker (Fotos)





Die Papiere bitte: Chorgos – einer von fünf Grenzpunkten UdSSR–China.

Wieder ruhig: Insgesamt hat die gemeinsame Grenze 7500 Kilometer.

FREIE WELT EXKLUSIV

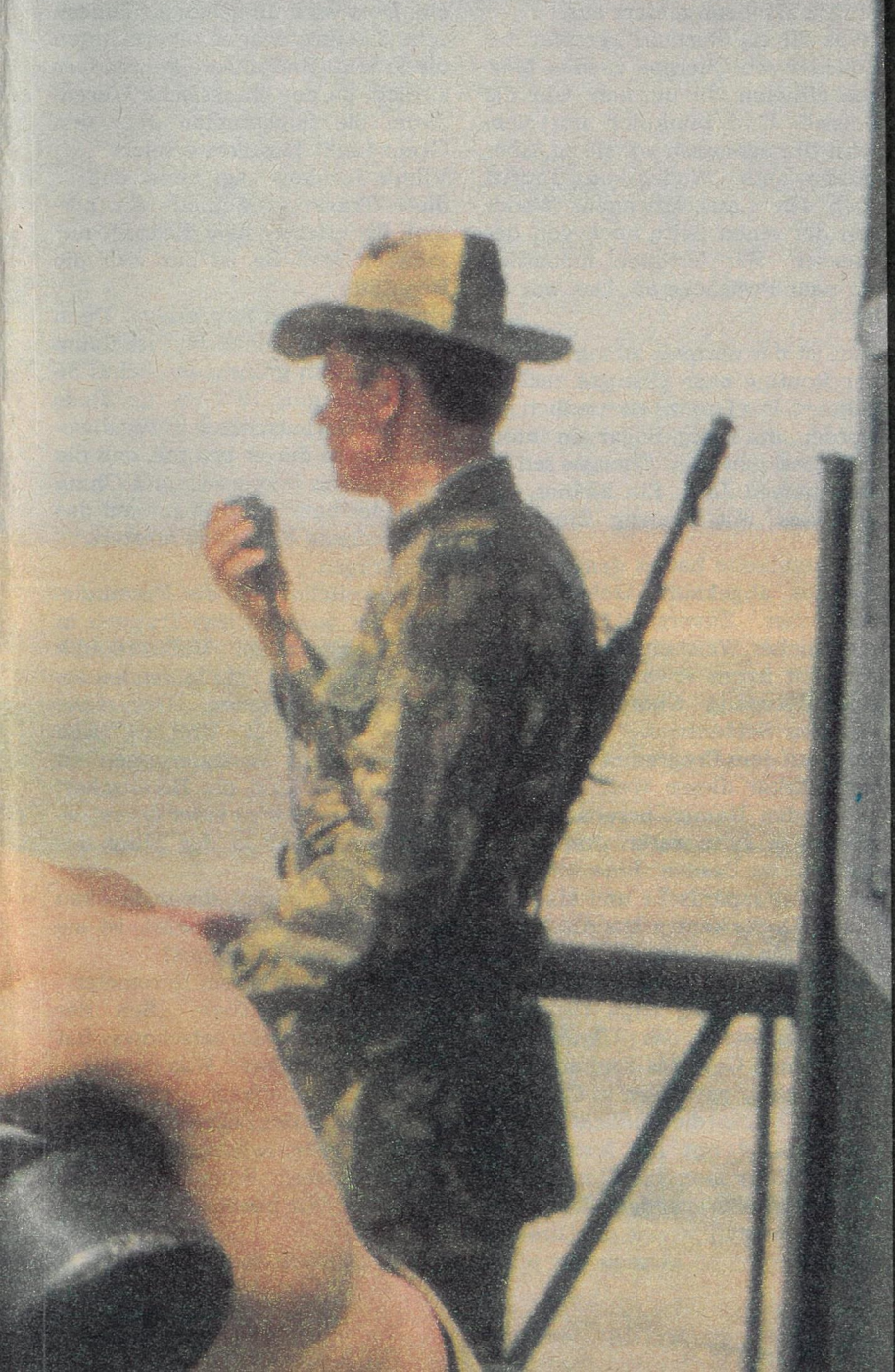
Unsere Moskauer Korrespondenten Bernd Siegmund (Text) und Volkmar Billeb (Fotos) besuchten den Grenzkontrollpunkt Chorgos.

Die offene Tür

ins „Reich der Mitte"

Inmitten der Salzwüste: Kurz vor der Grenze liegt dieses Dorf.

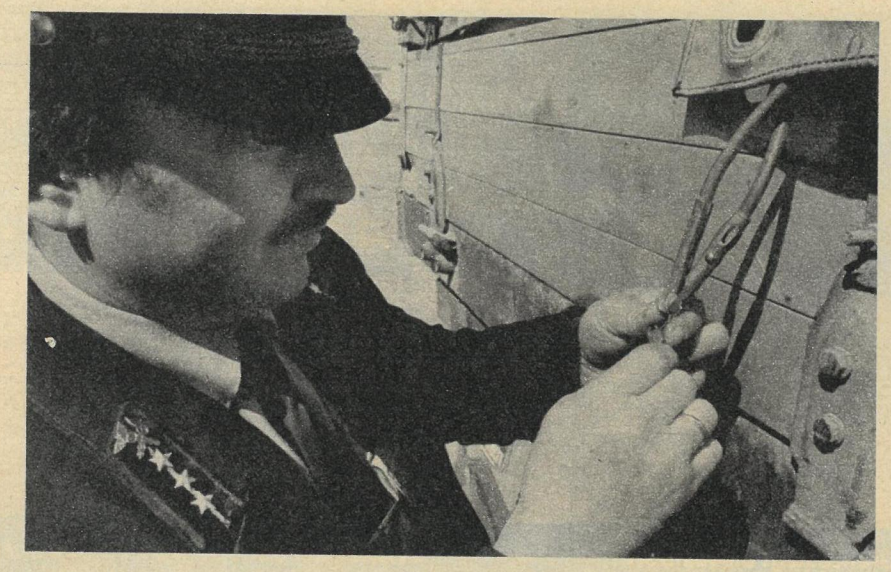
Grenzsoldaten in Chorgos: Ihr Dienst ist wieder Routine geworden.



Zeichen der Zeit: Der Reiseverkehr hat seit 1986 stark zugenommen.

Die „Große Seidenstraße", der berühmte, legendäre Handelsweg... Wir fahren bereits die vierte Stunde. Längst liegen die fruchtbaren Ebenen hinter uns, vergessen ist die Farbe Grün. Das Gesicht der Landschaft hat sich verändert. Es ist streng geworden. Salzwüsten mit verdorrtem Steppengras, ausgerollt zu Füßen des Alatau-Gebirges, ein großer, staubiger Teppich. – Rund hundert Kilometer vor unserem Ziel ein Schlagbaum. Sowjetische Grenzsoldaten mustern uns unter Tropenhelmen hervor. Ein Blick ins Leben, einer aufs Papier, ist mein Gesicht auch wirklich meins? Ja, alles in Ordnung, der Schlagbaum hebt sich, wir können fahren. Unser Ziel: die sowjetisch-chinesische Grenze.

Die offene Tür



Plombierter Lastkraftwagen: Die heilige Handlung der Zöllner.

Verwandtenbesuch mit großem Gepäck: Unter 100 Kilogramm macht es keiner (Farbfoto).

Das letzte größere Städtchen vor der Grenze heißt Panfilow. 1942 erhielt es diesen Namen. Vorher, jahrhundertelang, hörte es auf Dsherkent und war ein florierendes Handelszentrum an der „Großen Seidenstraße". Heute beschäftigt man sich hier unter anderem mit der Verwaltung des Uigurer Rayons. Grenzgebiet zur Volksrepublik China. Auf dem Höhepunkt des Konflikts zwischen beiden Ländern war Panfilow ein regelrechtes Militärlager. Davon ist nichts mehr zu sehen. „Seit einigen Jahren ist es ruhig bei uns", sagt ein Offizier der Grenzeinheit.

Ein Warenhaus gibt es in Panfilow. In der unteren Etage kann man Motorräder kaufen, Fernseher oder Nähnadeln. Ein zweites Abteil bietet Lebensmittel feil. Also gehe ich, um zu schauen, ob 35 kasachische Kilometer von China entfernt chinesische Waren im Angebot sind. Um eine Erkenntnis reicher stehe ich Minuten später wieder auf der Straße. Drücken wir es diplomatisch aus: Noch hält sich der kleine Grenzhandel zwischen beiden Ländern in Grenzen.

In der oberen Etage des Kaufhauses jedoch, im Restaurant, eine internationale Speisenkarte. Ich bestelle scharf gewürzten Salat aus chinesischen Glasnudeln, zartes Hammelfleisch auf kasachische Art und eiskalte amerikanische Lizenz-Cola. Das Menü schmeckt.

Dann fahren wir weiter. Weiter in Richtung Grenze. Nach Chorgos. Drei Kilometer hinter Panfilow der nächste Schlagbaum. Es lohnt normalerweise nicht, über solche Dinge zu reden. Schlagbäume gibt es auf der ganzen Welt. Aber das war einer, der keiner mehr war. Nur die Überreste der Grenzkontrolle standen noch am Straßenrand. Ein verwaistes Wachhäuschen, ein paar in die Erde geschlagene Holzpflöcke, schwarz-weiß bemalt. – Manchmal ist die Welt so eingerichtet, daß gerade nicht vorhandene Dinge ein gutes Zeichen sind.

Warten wir den Morgen ab

Endlich erreichen wir die direkte sowjetisch-chinesische Grenze. Es ist Nachmittag. Chorgos ist ein Dorf. Siebenhundert Menschen leben hier. Sie arbeiten in der Landwirtschaft. Oder sie arbeiten beim Zoll. Wie Viktor Jeslikow, 39, Leiter der Zollbehörde. Der Ort auf der chinesischen Seite der Grenze heißt Nikan Tsi. Das ist der chinesische Name für Chorgos. Dort leben dreihundert Menschen. Sagt Viktor Jeslikow. Er weiß das nur vom Hörensagen. Selbst war er noch nicht auf der anderen Seite. Ein zweihundert Meter breiter Streifen Niemandsland trennt die sowjetischen von den chinesischen Zöllnern.

Die andere Seite, das ist das Uigurische Autonome Gebiet Xinjiang. 17 Prozent des chinesischen Territoriums nimmt es ein, 1,6 Millionen Quadratkilometer. Der größte Verwaltungsbezirk Chinas. Mit der geringsten Bevölkerungsdichte. Nur 13,5 Millionen Menschen, die Zahl stammt aus dem Jahre 1980, leben in Xinjiang.

Wir sitzen bei Viktor Jeslikow im Zollbüro. Er hat Zeit. Die Arbeit ist längst getan. Nichts gibt es mehr in der sechzehnten Stunde des Tages in Chorgos zu verzollen. Wie ausgestorben liegt die Grenzanlage unter der asiatischen Sonne. Die offene Tür zum „Reich der Mitte"... Gähnende Leere.

Wo sind sie nur, die vielen Lastkraftwagen, die KamAS-Kolonnen auf der „Großen Seidenstraße"? Lediglich örtliche Fahrzeuge kamen uns auf dem Weg zur Grenze entgegen. Und auch die waren an einer Hand abzuzählen. Ist der internationale Grenzkontrollpunkt Chorgos noch ein Potemkinsches Dorf? Viktor Jeslikow lacht ob dieser Vermutung. Morgen früh, so versichert er, werden genügend Lastkraftwagen da sein. Wie an jedem Tag. Und auch Touristen können wir fotografieren. Die von der Sowjetunion nach China reisen. Und ein Bus wird kommen aus China. Um elf Uhr. Und wir möchten doch bedenken, Chorgos ist ein kleiner Grenzübergang. Und wir sollten nicht vergessen, die wieder positive Entwicklung zwischen der Sowjetunion und China steht noch ganz am Anfang. „Nach einem langen, kalten Winter", sagt er.

Seit 1983 erst haben die Zöllner auf beiden Seiten der Grenze wieder normal zu tun. Über die Zeit davor, die Viktor Jeslikow den langen, kalten Winter nennt, über jene unheilvollen zwanzig Jahre, spricht niemand gern. Weder die Grenzer, noch die Zöllner, noch die Bevölkerung. Es fielen Schüsse, der Grenzstreit hat großes Leid über beide Völker gebracht. Offiziell war der Übergang Chorgos zwischen der Kasachischen SSR und der Volksrepublik China nie zu. Doch die Wirklichkeit sah anders aus.

„Was für ein Zustand", erzählt der Zollchef von Chorgos. „Jeden Morgen öffneten wir um acht Uhr die Grenze. Und pünktlich um siebzehn Uhr schlossen wir sie zu. Aber keiner kam. Weder ein Tourist noch ein Lastkraftwagen. Weder von der einen Seite noch von der anderen. Wir fertigten monatlich ein paar Postsäcke ab. Das war alles."

Nun ist der normale Alltag mit seiner Routine nach Chorgos zurückgekehrt. Die Grenze ist friedlich geworden und ruhig. Sogar ein Intourist-Hotel gibt es in Chorgos seit einem halben Jahr. Ein kleines, ein pikfeines. Mit zwanzig Zimmern.

Die Hotelkette hat es dem reichen Kolchos abgekauft. Geleitet von politischer Zuversicht und geschäftlicher Weisheit. Zwar gibt es zur Zeit kaum etwas zu tun, der Grenzübergang Chorgos an der „Großen Seidenstraße" steht noch nicht auf dem Programm der Reiseveranstalter dieser Welt. Aber sie haben den Namen bereits notiert. In diesem Jahr waren drei Reisegruppen zu Besuch. Eine schwedische, eine japanische und eine aus der BRD. Sie kamen aus Alma-Ata, blieben für eine Nacht in der dörflichen Stille von Chorgos und fuhren am nächsten Tag nach Urumqui, der Hauptstadt des Uigurischen Autonomen Gebietes Xinjiang.

Es ist Abend geworden in Chorgos. Schnell bricht die südliche Nacht herein. Und mit ihr kommt die Kälte. Wir gehen ins Hotel. Sind die einzigen Gäste dort. Die erste DDR-Reisegruppe, wie die Direktorin sagt. Und so können wir wählen. Höchstpersönlich führt sie uns von Zimmer zu Zimmer. Unser erster Tag ist zu Ende. Von Ferne höre ich die Dorfhunde kläffen. Mehr passiert nicht in dieser Nacht. Warten wir den Morgen ab.

Alltag an der Grenze

Der erste Lastkraftwagen, ein KamAS, wird um acht Uhr auf den Grenzkontrollpunkt gelassen. Er hat Walzblech geladen. Die Papiere werden überprüft. Die persönlichen Dokumente des Fahrers. Grenzsoldaten interessieren sich angelegentlich für jeden Hohlraum des Wagens, beäugen alle möglichen Verstecke. Zwanzig Minuten, dann verläßt der KamAS den Grenzübergang in Richtung China. Zweihundert Meter weiter erwartet ihn die spiegelgleiche Prozedur.

Nach einer Stunde, ich staune, ist der Lastkraftwagen wieder zurück. Leer. Erneut werden die Papiere kontrolliert, die persönlichen Dokumente, Grenzsoldaten interessieren sich angelegentlich für jeden Hohlraum des Wagens... Auf der chinesischen Seite, auf der sowjetischen. Was ist geschehen?

„Nichts", sagt Viktor Jeslikow. „Unsere Lastkraftwagen fahren nur vier Kilometer nach China hinein. Dort wird umgeladen. Chinesische Lastkraftwagen übernehmen die Fracht. Und unsere kehren leer zurück, da der chinesische Warenstrom die Sowjetunion über den Grenzpunkt Turugart erreicht."

Viktor Jeslikow sagt nicht, daß er diese Transport-Methode für normal, für effektiv hält. Er stellt nur sachlich fest: So ist zur Zeit die Realität!

Noch, muß man hinzufügen. Denn für eine neue Dimension ist Raum und Zeit. Ein großes, deutliches Signal dafür ging 1986 von der Rede Michail Gorbatschows in Wladiwostok aus, in der er betonte, daß die Sowjetunion bereit sei, „mit China auf jeder beliebigen Ebene auf das ernsthafteste Fragen zu erörtern". Alle Fragen.

Und zweifellos hat die Verminderung der sowjetischen Truppen in der Mongolischen Volksrepublik die seit Februar 1981 laufenden sowjetisch-chinesischen Gespräche positiv beeinflußt. Und die sich vollziehenden Veränderungen in Afghanistan. Und die Bereitschaft der Sowjetunion zu einer Grenzziehung am Amur in der Mitte des Stromes.

Die „große Politik", die in Moskau und Peking gemacht wird, ist sie spürbar auch in Chorgos?

„Ja, die Grenze ist ein Barometer", sagt Viktor Jeslikow. „Seit der Rede Michail Gorbatschows hat sich viel verändert." Was genau?

„Die Freundlichkeit ist zurückgekehrt", sagt der Zollchef von Chorgos. „Wir reden wieder normal miteinander, wenn Fragen zu klären sind. Und: Wir haben einfach mehr zu tun."

Dieses „einfach mehr zu tun" hat

Die offene Tür

„Unter hundert Kilogramm Gewicht macht es keiner“, erzählt Viktor Jeslikow. „Das ist nicht zu vergleichen mit europäischen Reisegewohnheiten. Welche Geschenke die Grenze wechseln? Da gibt es klare Favoriten. Japanische Unterhaltungselektronik auf der einen Seite, sowjetische Motorräder und Kühlschränke auf der anderen.“

Und diese Dinge müssen nicht verzollt werden?

„Nein, solange die Zahl Eins nicht überschritten wird. Wenn natürlich jemand zwei oder drei Stereoanlagen mitbringt, zwei oder drei Motorräder ausführt, dann wird er schon zur Kasse gebeten.“

Sprachprobleme: zwei chinesische Fahrer mit dem sowjetischen Dolmetscher (r.) in Chorgos (links).

Wechselspiel: Täglich fährt ein Bus mit Touristen von hüben nach drüben, von drüben nach hüben (unten).

einen festen, vertraglich fixierten Rahmen. Gemeint ist das im Juli 1985 abgeschlossene langfristige Handels- und Zahlungsabkommen zwischen der Sowjetunion und China. Es gilt für die Jahre 1986 bis 1990. Güter im Werte von 12 Milliarden Rubel sollen bis dahin die gemeinsame Grenze passieren.

Ein kleiner Auszug aus der Warenliste: 2700 Werkzeugmaschinen wird die Sowjetunion liefern, 7500 Güterwagen, Tausende von Traktoren, E-Lokomotiven, Personenkraftwagen, LKW, Flugzeuge, Baumaterialien, Erdölprodukte. Und sieben neue Wirtschaftsobjekte wird sie bauen. Und siebzehn rekonstruieren, die aus den fünfziger Jahren stammen, von der Sowjetunion einst errichtet. So die Hüttenkombinate in Anshan, Baotou und Wuhan, das Traktorenwerk in Louyang.

Die Volksrepublik China dagegen wird vor allem Konsumgüter und Nahrungsmittel in die Sowjetunion exportieren. 748 000 Tonnen Fleisch, 640 000 Tonnen Obst, 105 000 Tonnen Tee. Dazu Getreide und Ölfrüchte. Und Baumwolle, Textilien, Bergwerkserzeugnisse und über anderthalb Millionen Autobatterien.

Vergessen ist das Jahr 1970, in dem der sowjetisch-chinesische Handel einen Tiefenrekord zu verzeichnen hatte, auf 42 Millionen Rubel gesunken war.

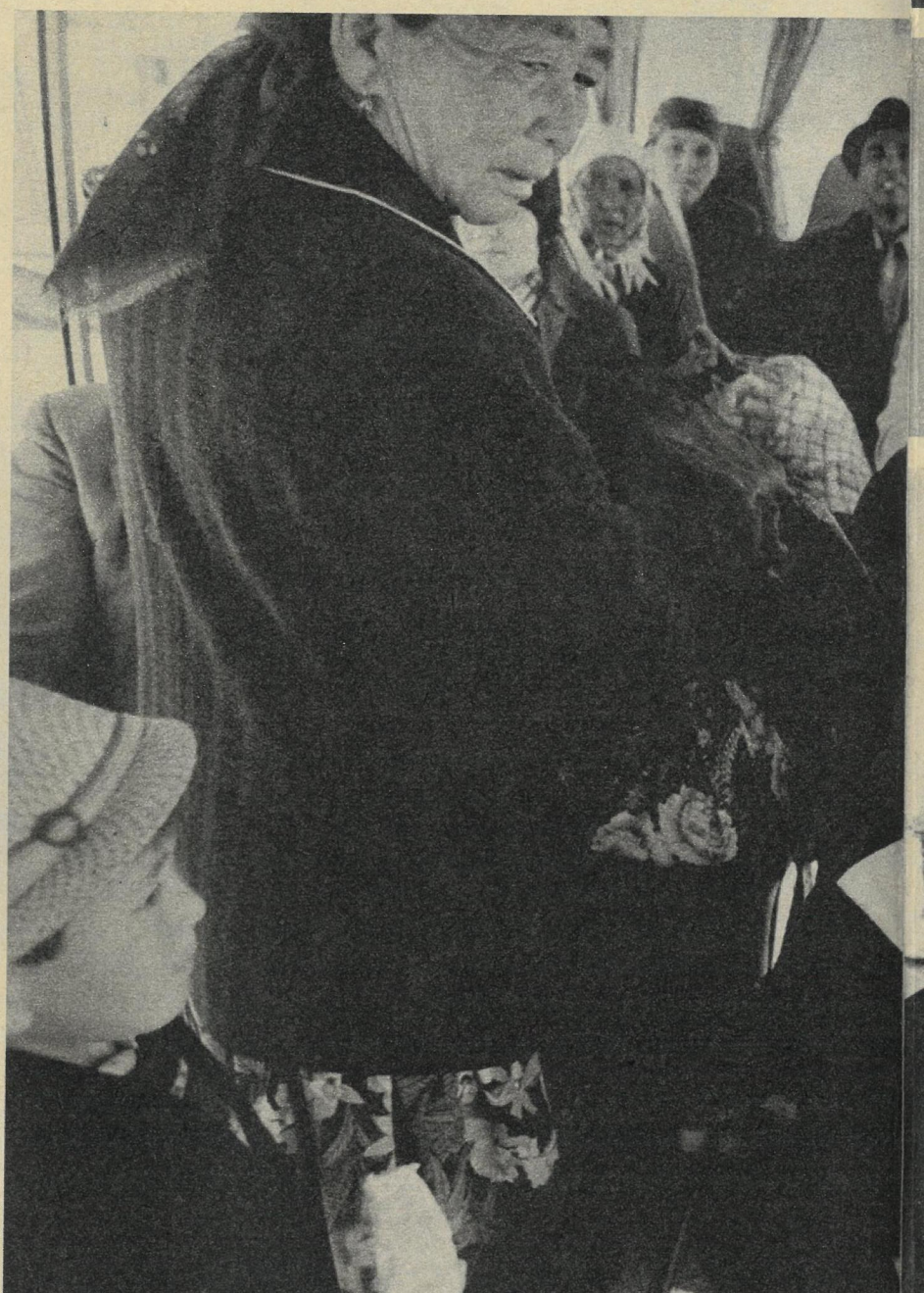
Chorgos, der kleine Grenzort an der „Großen Seidenstraße“, fertigt an diesem Vormittag – ich habe genau gezählt – neunzehn Lastkraftwagen ab.

„Im Durchschnitt sind es fünfundzwanzig am Tag“, sagt Viktor Jeslikow. „Unsere Kapazität ist begrenzt. Hauptsächlich transportieren die Wagen Düngemittel, Zement, Glas, Papier und Erzeugnisse der Haushaltselektrik. Also Kühlschränke, Grillgeräte, Waschmaschinen…“

Fünfzehn Zöllner kontrollieren in Chorgos. Die täglich abzufertigenden Lastkraftwagen sind die eine Sache. Eine andere die Reisenden. Sowjetische Bürger, die ihre Verwandten in China besuchen. Die wechselvolle, jahrhundertealte Geschichte beider Länder hat es mit sich gebracht, daß viele verwandtschaftliche Beziehungen über die Grenze hinweg bestehen. In Xinjiang leben rund eine Million Uiguren, in der Sowjetunion 211 000. Laut Volkszählung vom 17. Januar 1979.

„Wöchentlich sind es zwischen vierzig und fünfzig Menschen“, sagt Viktor Jeslikow, „die bei Chorgos die Grenze überqueren. Eine spürbare Erleichterung ist seit 1986 in den Reiseformalitäten eingetreten.“

Pünktlich um elf Uhr kommt der angekündigte Bus von der chinesischen Seite. Ein japanischer „Nissan“. Und hinter ihm … der Gepäckträger. Ein Lastkraftwagen, bis obenhin vollgepackt mit Kisten und Truhen, mit Koffern und Säkken, mit Taschen, Töpfen, Körben…

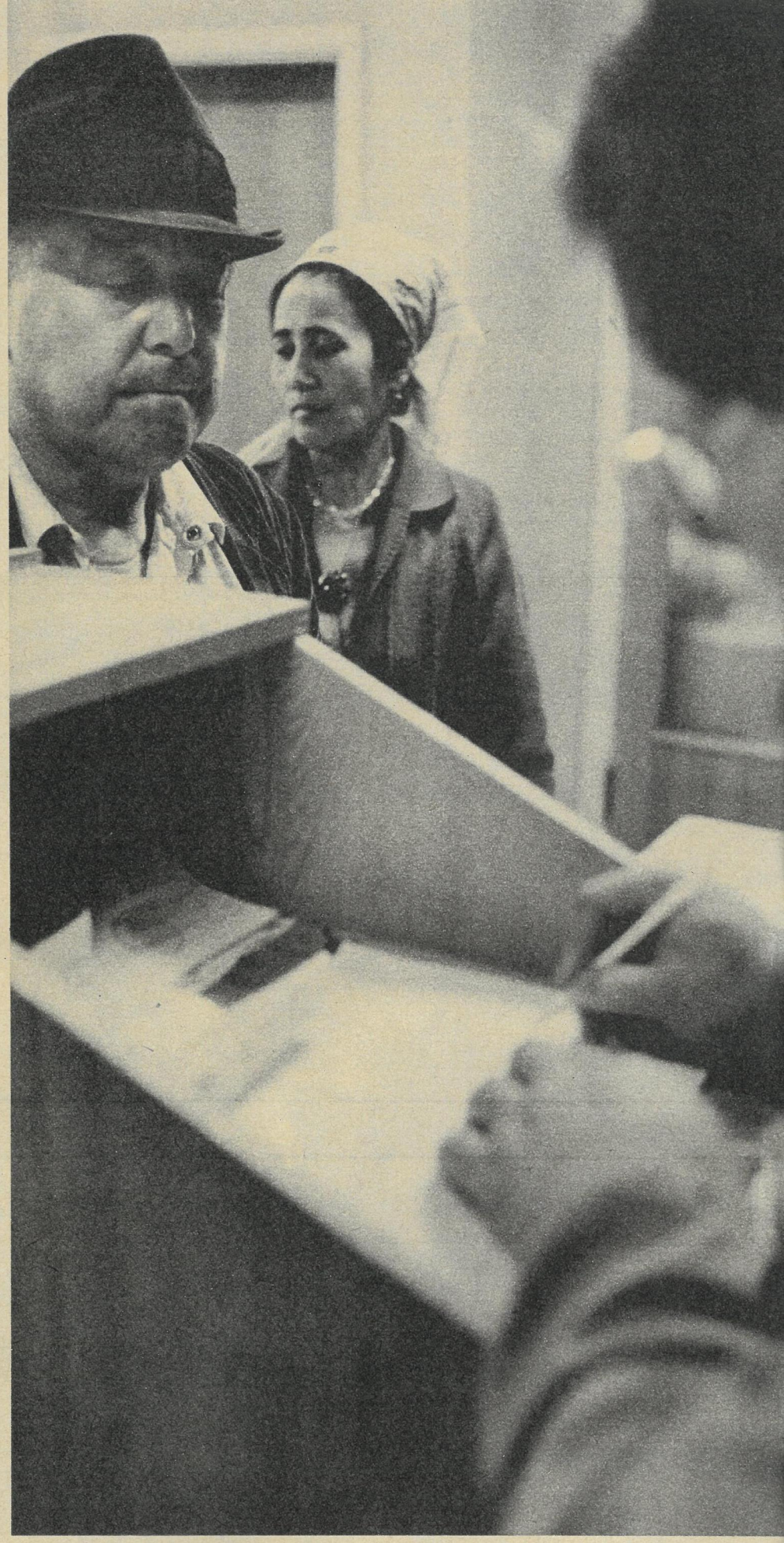


Was darf nicht mitgebracht werden?
„Medikamente, soweit sie nicht für den persönlichen Bedarf bestimmt sind. Und Reisschnaps. Auch in diesem geistigen Bereich darf die Zahl Eins nicht überschritten werden. Sonst wird's teuer. Acht Rubel fünfzig pro Flasche."
Ich unterhalte mich mit Tur Sun Han Machmutowa, die gerade angekommen ist. Sie ist 63 Jahre alt, Uigurin von Nationalität, lebt in Frunse, der Hauptstadt Kirgisiens. Für drei Monate war sie zu Besuch in China. Zwei Brüder von ihr leben dort. Und die älteste Schwester. Fünfundzwanzig Jahre hat sie die Verwandten nicht gesehen. Im vergangenen Jahr stellte Tur Sun Han – ermutigt durch die Zeichen der Zeit – einen Besuchsantrag. Und der wurde genehmigt. Damit fuhr sie nach Moskau. Zur chinesischen Botschaft. Und auch da wurde dem Antrag zugestimmt. Frohen Herzens fuhr sie zurück nach Frunse, beantragte beim Staat die bemessenen Reisedollar – China akzeptiert von Ausländern keine andere Währung –, und nun also war sie für drei Monate in China.
Eine Stunde steht der chinesische Bus in der sowjetischen Grenzstation Chorgos. Dann fährt er zurück nach drüben. Mit sowjetischen Reisenden an Bord. Hinter ihm: der Gepäckträger. Und Ruhe zieht ein in Chorgos, der offenen Tür zum „Reich der Mitte".

Grünes Licht für den kleinen Grenzhandel

Zurückgekehrt nach Alma-Ata, besuchen wir Kulmai Molbachmetowitsch Dshakupajew, den stellvertretenden Leiter der Abteilung Außenbeziehungen beim Staatlichen Plankomitee der Kasachischen SSR. Dort findet folgendes Gespräch statt:
Genosse Dshakupajew, offensichtlich sind die Verhältnisse zwischen Kasachstan und China noch nicht auf dem Niveau wie im Fernen Osten der Sowjetunion. Dort – so hören und lesen wir – wird ganz unkonventionell und mit Erfolg über die Grenze hinweg gehandelt. Orientiert an den Bedürfnissen der Bevölkerung. In Chorgos, in Panfilow haben wir nichts Ähnliches gesehen...
Ja, Sie haben recht. Der direkte, unmittelbare Grenzhandel findet bei uns noch nicht in dem Umfang statt, den wir für wünschenswert halten.

Zollkontrolle: In den nächsten Jahren wird Chorgos zum großen Grenzpunkt für Touristen ausgebaut (rechts).



Woran liegt das?
An den noch fehlenden Rahmenbedingungen. Im Februar haben Verhandlungen zwischen den unmittelbar daran interessierten Partnern stattgefunden, ein Vorschlag liegt auf dem Tisch. Wir hoffen, daß er in dieser Form bestätigt wird.
Hat die Regierung Kasachstans direkte Verbindungen zu China, oder laufen alle Kontakte über Moskau?
Nein, wir haben auch direkte Beziehungen. Dadurch läßt sich manche regionale Frage besser lösen.
Wie wird zwischen den asiatischen Republiken der Sowjetunion und China gehandelt, in welcher Form?
1986 beispielsweise fand in Alma-Ata eine Ausstellung statt, auf der Firmen beider Länder ihre Waren zeigten. 1987 gab es eine weitere Ausstellung in Taschkent, jüngst eine in Urumqui, der Hauptstadt des Uigurischen Autonomen Gebiets Xinjiang. Das sind jeweils Fachausstellungen, auf denen Kaufleute Waren direkt ordern können. Wir bestellen beispielsweise Lebensmittel, die Chinesen Baumaterial. Abgestimmt nach regionalen Bedürfnissen. Das geht ganz unkompliziert vor sich. Und

Die offene Tür

wird noch einfacher werden, wenn China erst ein Konsulat in Alma-Ata hat.

Ist das schon spruchreif?

Ja, alles ist unter Dach und Fach. Im nächsten Jahr wird es eröffnet. Das zweite in der Sowjetunion neben Leningrad. Das Gebäude, eine alte, kleine Villa im Zentrum der Stadt, wird gerade renoviert.

Es gibt die Idee, in Alma-Ata ein Warenhaus einzurichten, in dem ausschließlich chinesische Waren angeboten werden. Und ein entsprechendes kasachisches in Urumqui…

Eine gute Idee. Sie wird sicherlich in den nächsten Jahren realisiert werden.

Das Handelsabkommen zwischen der Sowjetunion und China hat einen Umfang von 12 Milliarden Rubel. Große Warenströme werden in beiden Richtungen bewegt. Hat die Seidenstraße eine ausreichende Kapazität?

Nein. Im März 1986 ist deshalb eine Vereinbarung über den Bau einer Eisenbahnlinie in der Volksrepublik China erzielt worden, die Xinjiang mit Kasachstan verbinden soll.

Und Chorgos an der „Großen Seidenstraße"… Welche Perspektive hat dieser traditionelle Grenzort?

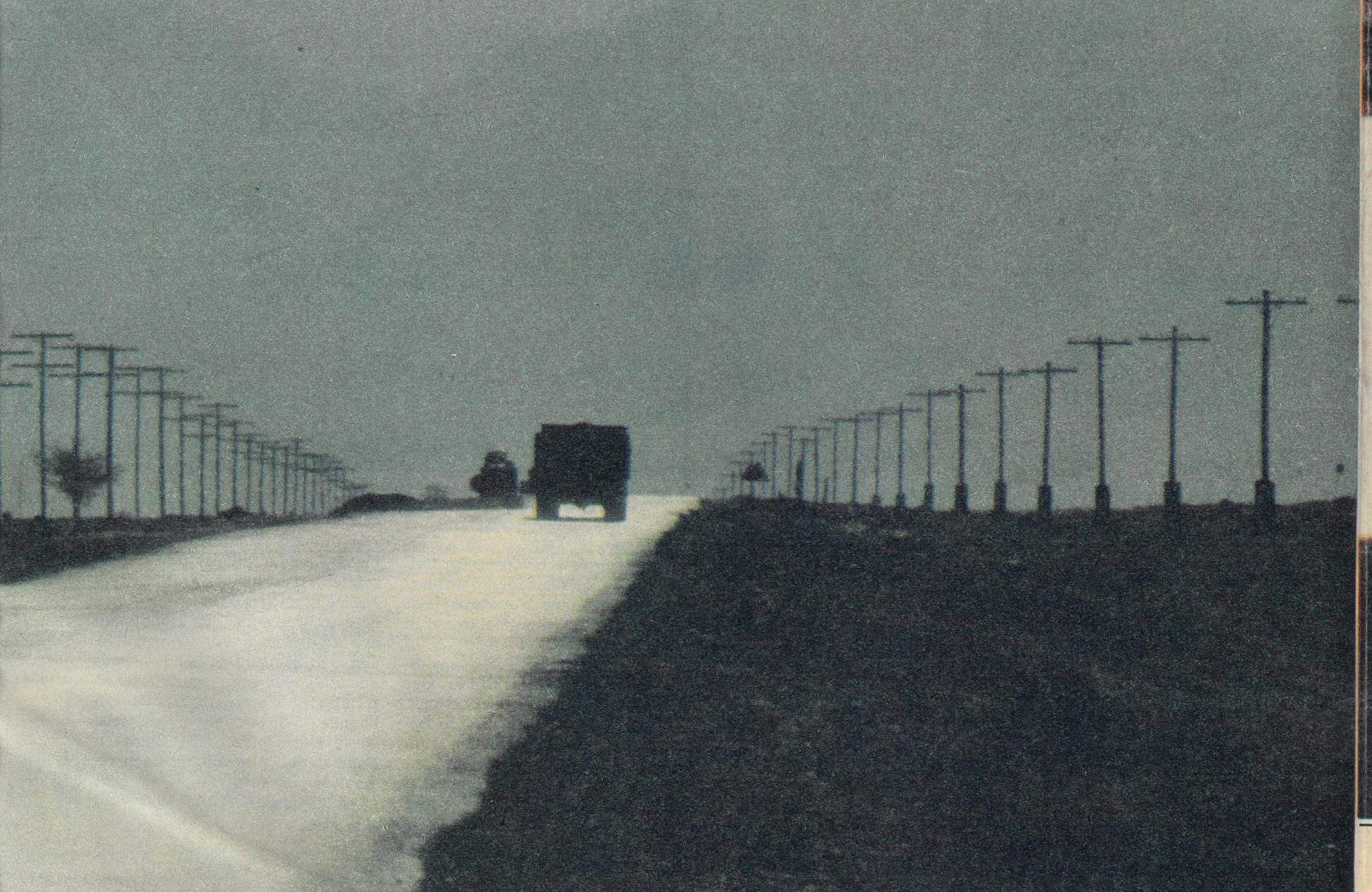
Eine große. Chorgos bleibt ein offenes Tor zum „Reich der Mitte". Und zwar für den internationalen Tourismus, für den individuellen Reiseverkehr. Der sich ganz sicher in dem Maße entwickeln wird, in dem sich die Beziehungen zwischen der Sowjetunion und der Volksrepublik China weiter verbessern.

Wir bedanken uns für freundliche Unterstützung bei APN.

Karte: Jochen Arfert

Seidenstraße: Der alte Handelsweg wird künftig nicht ausreichen.

Alte Bekannte: Einige machen täglich bis zu drei Touren nach China.



Baumaterial für China: Die LKW fahren vier Kilometer ins Land hinein.

Tur Sun Han Machmutowa: Für drei Monate war sie zu Besuch in China.

● Wörtlich

Wir bitten nicht um Mitleid. Wir bitten um Unterstützung von denen, die sich in unserer Lage genauso gezwungen sehen würden wie wir, den Schmerz der Apartheid zu beenden.

Oliver Tambo, Präsident des Afrikanischen Nationalkongresses (ANC)

● Kurz berichtet

Zum Schutz Tausender seltener Fledermäuse wurden die Stollen des ehemaligen Opalbergwerks im ostslowakischen Dubnik für Besucher geschlossen. Seit Einstellung des Abbaus der Halbedelsteine vor 65 Jahren hatten hier Mopsfledermäuse, große Hufeisennasen, Wimpernfledermäuse und weitere Arten Unterschlupf gefunden.

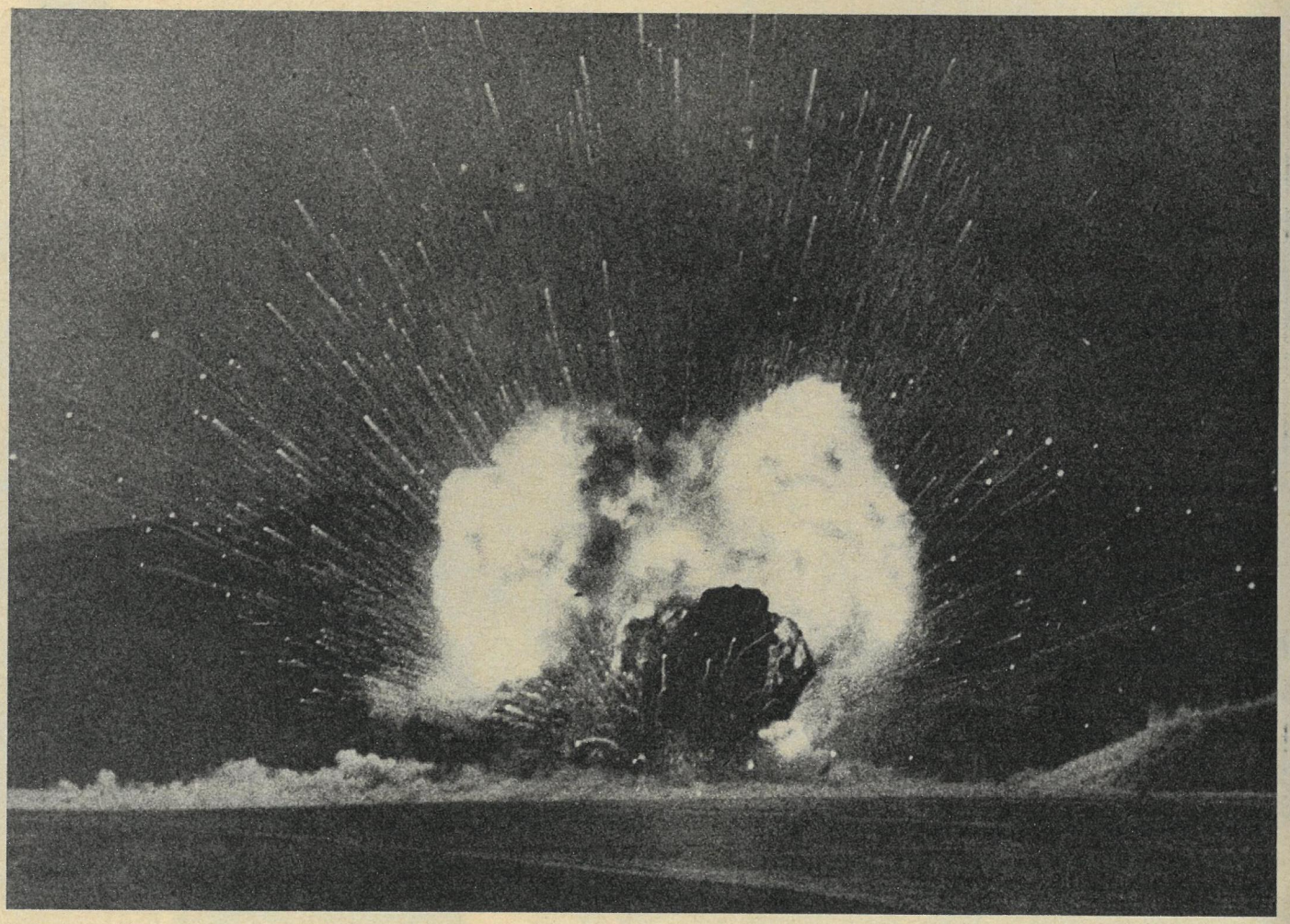
Bessere Perspektiven für die Diamantenproduktion erschlossen sich für das Kombinat „Friedrich Engels" in der bulgarischen Rosenöl-Stadt Kasanlyk durch die feste Zusammenarbeit mit dem Kiewer Institut für superfeste Werkstoffe. Bulgarien gehört nunmehr zu den 10 Ländern in der Welt, in denen synthetische Diamanten industriell gefertigt werden.

Das nordmährische Werk Krnov des Betriebes Tschechoslowakische Musikinstrumente baute im Vorjahr 13 Orgeln. Eine davon war für die kasachische Hauptstadt Alma-Ata bestimmt, eine weitere für das Königin-Elisabeth-College in Tokio.

Die Tabakfabrik in der kirgisischen Hauptstadt Frunse hat ihre Produktion umgestellt. Statt Zigaretten und Papirossy wird jetzt Tee mit Heilkräuterzusätzen hergestellt. Die erste Partie des gesundheitsfördernden Erzeugnisses ist bereits geliefert worden.

Die einzige Brauerei von Laos, die sich in der Hauptstadt Vientiane befindet, produzierte im Vorjahr 24 000 Hektoliter Bier. Sein Geschmack erinnert an tschechisches Pilsner. Ein Grund dafür: Hopfen und Gerste wie auch das Braurezept, das entsprechend den tropischen Bedingungen variiert wurde, stammen aus der ČSSR.

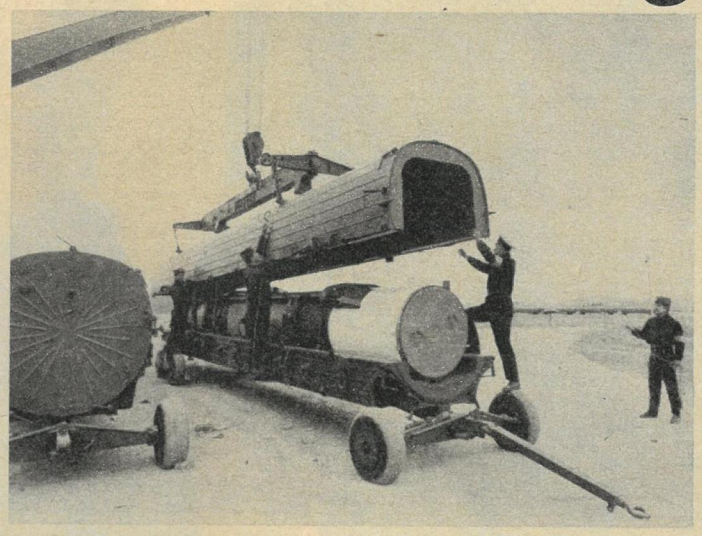
Die Kindersterblichkeit in Maputo, der Hauptstadt Moçambiques, konnte durch die Verwirklichung eines umfassenden Impfprogramms und Maßnahmen für Gesundheitserziehung entscheidend gesenkt werden. Während 1980 noch 108 von 1000 Kindern starben, sank diese Zahl jetzt auf 58. Waren 1982 nur 33 Prozent der Mädchen und Jungen gegen Kinderkrankheiten geimpft, sind es gegenwärtig 90 Prozent.

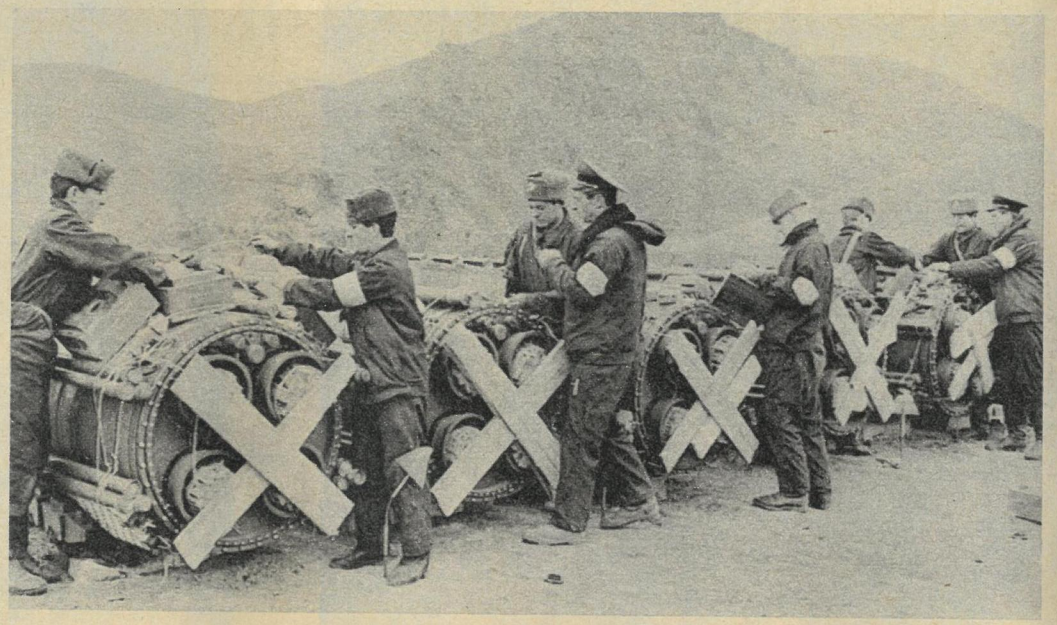


Salut für die Abrüstung

„Sie werden ein Feuerwerk zu sehen bekommen", scherzt der verantwortliche Oberstleutnant, „wie Sie es nur noch zur Feier des Sieges in Moskau erleben konnten." Und was dann als rote und grüne und gelbe Salven in den wolkenlosen Himmel bei Saryosek steigt, läßt vielleicht für einen kurzen Augenblick vergessen, welch teuflisches Zeug da gerade zum Teufel geschickt wurde. Es sind nämlich die aus der DDR und ČSSR abgezogenen Raketen SS-12, welche nach der Ankunft auf dem Bahnhof des kasachischen Städtchens (Foto Mitte) in den Talkessel gefahren, hier auf der Erde zu Paketen verschnürt und mit Sprengladungen bestückt wurden (Foto unten). Dann erfolgte die Explosion – die weltweit erste, seit mit dem Austausch der Ratifizierungsurkunden auf dem Moskauer Gipfel das sowjetisch-amerikanische Abkommen völkerrechtlich in Kraft getreten ist. Die Sowjetunion wird in den nächsten drei Jahren, so der Vertrag, 826 Mittelstrecken- und 926 Kurzstreckenraketen liquidieren. Eine technologische Herausforderung, auf die man sich aber rechtzeitig vorbereitet hat. Denn in der Sowjetunion werde, so Generaloberst Stanislaw Kotschemassow, Chef des Hauptstabes der Strategischen Raketentruppen, „alles getan, um sämtliche Festlegungen des Vertrages streng und exakt einzuhalten." Bei den mit Flüssigtreibstoff betankten SS-4 trennt man nach Ablassen des Treibstoffs die Düsen der Triebwerke und die Tanks mit Plasmaschweißautomaten in speziellen Demontagehallen ab. Die Feststoffraketen vom Typ SS-20 werden zur Vernichtung entweder ohne Gefechtsausrüstung gestartet oder am Boden gesprengt.

Dietrich Pätzold





Fotos: TASS (2), ZB/TASS

Vier Knöpfchen zum Partner

Auskünfte für FREIE WELT gab Dipl.-Ingenieur Witautas Waitschekauskas, Direktor der Internationalen Fährverbindung Klaipeda-Mukran, der als Gast am 13. Kongreß der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Berlin teilnahm.

Es ist dieser Tage „Halbzeit" auf der gemeinsamen Linie – gerechnet vom Tag der Eröffnung bis zur Inbetriebnahme aller projektierten Kapazitäten. Wie ist es bisher gerollt?

Die Startphase hatte, wie zu erwarten, zum Anfang ihre Ecken und Kanten. Inzwischen spielte sich der notwendige Rhythmus besser ein. Drei Fähren sind nunmehr auf See, eine vierte, die „Greifswald", ist nach ihrem Stapellauf schon in Sicht. Sowohl die „Mukran" als auch die „Klaipeda" haben wir, jeweils bei ihrer 100. Rundreise, an unserer Pier feierlich empfangen. Der „Vilnius" steht das Jubiläum noch bevor.

Einige Male, so hörten wir, fielen auch kritische Worte, was die Auslastung der Fähren angeht...

Das stimmt. Und das aktivierte die Kräfte – einerseits bei uns in Klaipeda, andererseits bei unseren Vertragspartnern im „Hinterland". Denn die Fähren können nur befördern, der Fährkomplex nur abfertigen, was der Außenhandel an Ladung und die Eisenbahn an beladenen Waggons zu uns nach Klaipeda und auf die neue Fährlinie lenken. Das gilt, wie ich weiß, auf gleiche oder ähnliche Weise auch für unsere Freunde in Mukran.

Werden die vorgesehenen, extrem kurzen Liegezeiten – rund vier Stunden – für die Fähren im Hafen erreicht?

Ja, sogar wiederholt schon! Im vorigen Quartal hatten die Fährschiffe an unserer Pier eine durchschnittliche Liegezeit von 5,1 Stunden. Unsere Freunde in Mukran, zu deren Aufwand das Umschlagen der Güter zwischen Breitspur- und Normalspurwaggons sowie teilweise das Umachsen von Waggons gehören, liegen derzeit noch höher über der angestrebten Zeit. Aber, was wir uns gemeinsam vorgenommen haben, werden wir vereint schaffen. Alles Neue braucht eben Zeit! Wir in Klaipeda hatten anfangs Mühe, genügend Personal für die Wechsel-Besatzungen der Fähren zu gewinnen. Nunmehr laufen uns Seeleute regelrecht die Türen ein, denn der Dienstrhythmus – 20 Tage Arbeit an Bord, 20 Tage Erholung an Land – ist recht vorteilhaft.

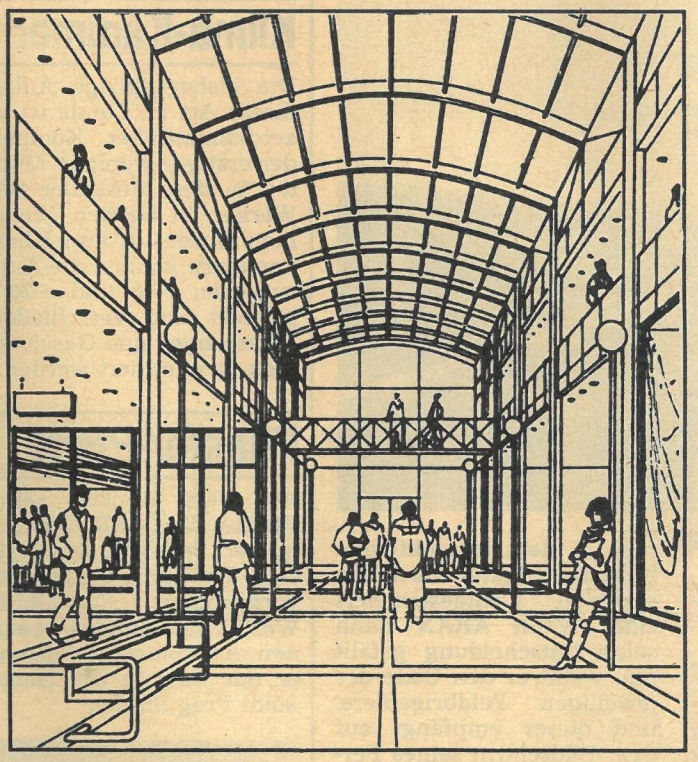
Wenn alle Fähren in Dienst sind, sollen jährlich 5,3 Millionen Tonnen Güter diesen Weg über See nehmen. Wie schätzen Sie die Aussichten dafür ein?

Wir haben die zur Zeit modernsten Eisenbahnfährschiffe im Einsatz. In Verbindung mit den Fährbrükken repräsentieren sie eine Technologie, die im Weltseeverkehr eine Neuheit darstellt und Spitzenleistungen ermöglicht. Das ist für beide Flotten und an beiden Küsten der Weg zu höchster Effektivität. Rechnen Sie einmal mit: Nacheinander waren drei Fähren in Dienst gekommen; seit der „Premiere" im Herbst '86 sind anderthalb Jahre vergangen – und am 1. Mai dieses Jahres wurde auf der Linie die zweieinhalbmillionste Tonne an Ladung befördert. Ich denke, das darf uns optimistisch stimmen!

Wie steht es – in Klaipeda und in Mukran – mit dem unmittelbaren Kontakt der Partner zueinander?

Den gibt es ständig. Genaugenommen meist mehrfach am Tag. Ich brauche beispielsweise auf einem speziellen Telefon bloß vier Knöpfchen zu drücken – schon habe ich in Mukran meinen Partner, den Leiter des Fährhafens, Lutz Reimann, am Apparat. Sowohl der gemeinsame Ausschuß als auch die Expertenkommission für die Fährlinie treffen sich viermal im Jahr. Das bedeutet, daß wir nach einigen Wochen regelmäßig vereint am Tisch sitzen, um gemeinsam anstehende Probleme zu lösen...

Interview: Helmuth Pelzer



Eine Straße mit Dach

Auf den ersten Blick haben die Skizze und das Foto gewisse Ähnlichkeiten. Das Foto zeigt den Lichthof des bekannten Moskauer Kaufhauses GUM. Vielleicht hat Chefarchitekt Michail Leonow an diese Linienführung gedacht, als er zeichnete, was in seinem Kollektiv entstanden war – ein für die Metropole ungewöhnliches Projekt: „Wir wollen die Kleine Jakimanka zur ersten überdachten Straße der Hauptstadt machen und dort ein gesellschaftlich-kulturelles Zentrum schaffen. Die Straße wird zu einer Fußgängerzone umgewandelt. Gemusterte Platten unter den Füßen, über dem Kopf ein kuppelartiges gewölbtes Dach. Und für die Anwohner und Gäste Ausstellungs- und Konzertsäle, Cafés, Restaurants und kleine Läden. Unser Plan sieht die Rekonstruktion fast aller altertümlichen Häuser entlang der Straße und in den Höfen vor. Aus vielen Gebäuden werden die Büroräume entfernt und wieder Wohnungen entstehen." Auf dieser Straße zog sich einst der Handelsweg von Moskau nach Kaluga hin. Also wurde sie Kalugaer Straße genannt. Erst seit Ende des 17. Jahrhunderts hieß sie Jakimanka. Im 19. Jahrhundert dann begannen hier russische Kaufleute für damalige Begriffe komfortable steinerne Einfamilienhäuser auf der Straße zu bauen, die inzwischen Dimitroffs Namen trägt.

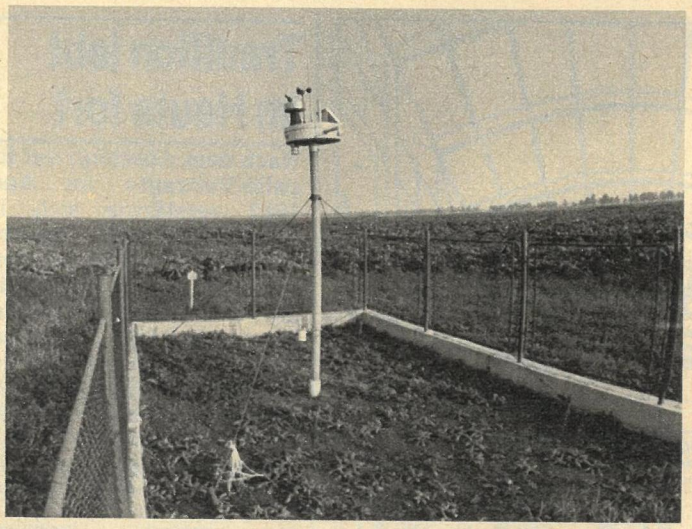
Bruno Bertelmann

Tradition lebt im Heute fort

Nach dem Abschluß des Rapallo-Vertrages im April 1922 verstärkte sich im Deutschland der Weimarer Republik das Interesse fortschrittlicher Intellektueller an der gesellschaftlichen Entwicklung in Sowjetrußland. So entstand aus den zahlreichen Studienzirkeln, in denen über das mit der Oktoberrevolution aufgeschlagene neue Kapitel der Weltgeschichte heiß und oft

auch kontrovers debattiert wurde, 1923 die „Gesellschaft der Freunde des neuen Rußland". Sie pflegte eine enge Verbindung mit der „Internationalen Arbeiterhilfe", deren Kulturarbeit den Boden für diese Gesellschaft demokratisch gesinnter Wissenschaftler und Künstler bereitet hatte. Der 65. Geburtstag der Organisation war Anlaß einer Festveranstaltung im Zentralen Haus der DSF in Berlin. Vor rund 100 Gästen würdigte Heinz Kuhrig, Vizepräsident der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft (im Foto vorn links), das Wirken jener namhaften Persönlichkeiten, die mit ihrem Eintreten für das Land Lenins eine so bedeutungsvolle Arbeit auch für die Freundschaft heute leisteten. In seinen Schlußbemerkungen stellte er fest, „daß die Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft es als eine wesentliche Seite ihrer Tätigkeit betrachtet, einen Beitrag zu leisten, insbesondere das Wissen der Jugend über Werden und Wachsen der DDR, über die revolutionären Traditionen der deutsch-sowjetischen Freundschaft, zu erweitern und zu vertiefen". In diesem Sinne gehörte die Festveranstaltung im Haus am Kastanienwäldchen zu den Vorbereitungen auf den 40. Geburtstag unserer Republik im kommenden Jahr.

Anne Berg



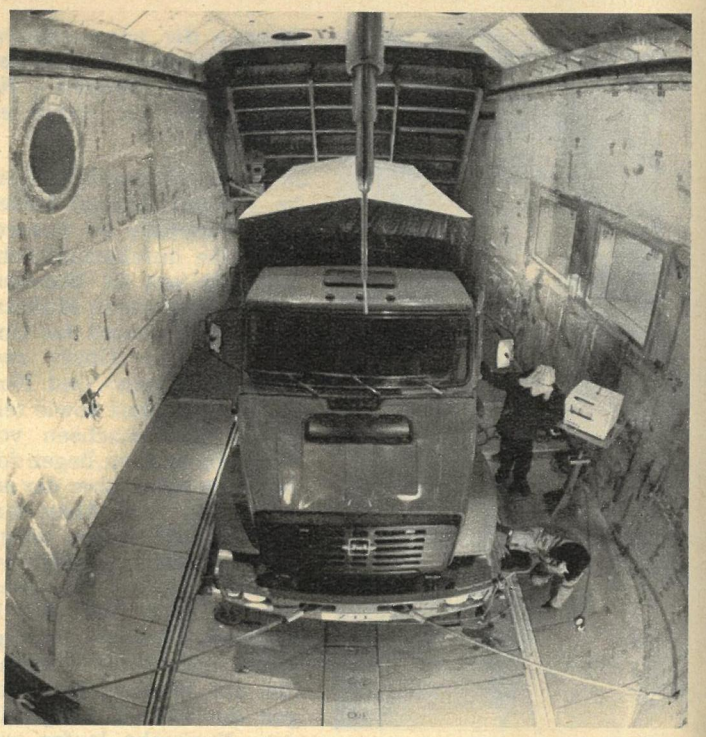
Hilferuf vom Computer

„Hier ARAX, hier ARAX!" – Als sich die zarte Stimme das erste Mal telefonisch beim leitenden Agronom des Landwirtschaftlichen Forschungs- und Produktionskomplexes „Georgi Dimitroff" in Plowdiw meldete, war er einen Moment lang doch verwirrt. Erst als dieselbe Stimme die Meldung wiederholte, unverzüglich Maßnahmen zur Rettung der Kulturen auf einem bestimmten Feld vor drohendem Frost forderte und dann automatisch abschaltete, brachte er den melodischen Sopran mit dem kürzlich eingeführten kybernetischen System zur Steuerung der Ernteerträge in Zusammenhang. Die dort eingespeicherten Telefonnummern des Agronomen und des Vorsitzenden des Agrar-Industrie-Komplexes in Krisensituationen zu wählen, ist nur eine der Möglichkeiten von ARAX. Die Satellitenstationen – sechs Peripheriegeräte, die auf den Großfeldern installiert sind (Foto oben) – senden jede Stunde Informationen über insgesamt 21 Parameter, darunter Temperatur und Luftfeuchtigkeit, Bodenverhältnisse, Sonneneinstrahlung und Windstärke, an den Basiscomputer. Dieser befragt seine „inneren Professoren", wie die Programmierer scherzhaft den Informationsblock nennen, in dem Instruktionen führender Landwirtschaftsexperten eingespeichert sind. Wenn ARAX dann seine Entscheidung gefällt hat, wählt er den Code des jeweiligen Feldbrigadiers, und dieser empfängt auf dem Bildschirm seines Personalcomputers Anweisungen für die erforderlichen Operationen. Erkennt ARAX zwei gleichzeitig existierende Probleme, zum Beispiel die Gefahr von Trockenheit und Schädlingsbefall, bestimmt er die Reihenfolge der notwendigen agrotechnischen Maßnahmen. Aufgrund der präzisen praktischen Ratschläge konnten bereits über 1,5 Millionen Lewa eingespart werden. Dank der Fähigkeit des Systems, Verbrauchsnormen für Beregnung, Besprühung oder Aussaat bis auf den Tropfen oder das Gramm genau zu berechnen, werden neben den ökonomischen auch ökologische Effekte erzielt. Die Software für ARAX wurde von bulgarischen Spezialisten entwickelt. Diese betätigen sich inzwischen gewissermaßen als Philologen: Neben der Maschinensprache bringen sie ARAX Schritt für Schritt Bulgarisch bei. Wenn das System demnächst in zwei weiteren Agrar-Industrie-Komplexen zum Einsatz kommt, wird der bisher aus dem Ausland importierte Computer durch den eigenen „Prawez" ersetzt werden können.

Walentina Gantschewa

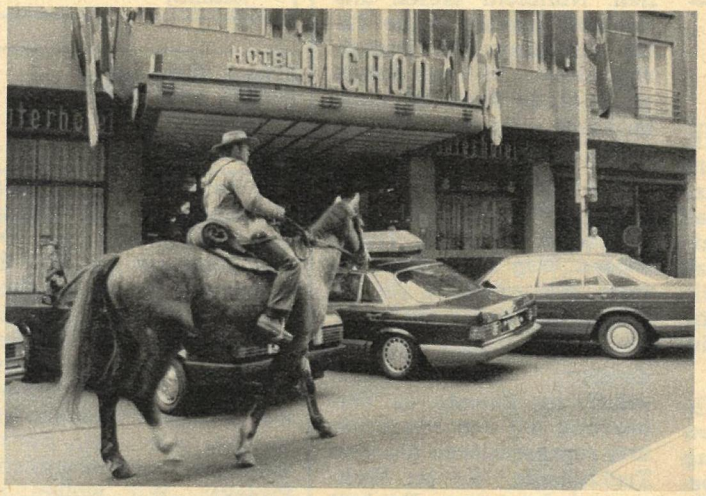
Klima-Kammer

Die bisher einzige Anlage dieser Art im Lande ist ein aeroklimatischer Komplex, der erst vor wenigen Monaten in den Moskauer SIL-Werken in Betrieb genommen wurde. In drei Klimakammern können die Autos zwischen −60 und +70 °C getestet und verschiedene Belastungen und Geschwindigkeiten imitiert werden.



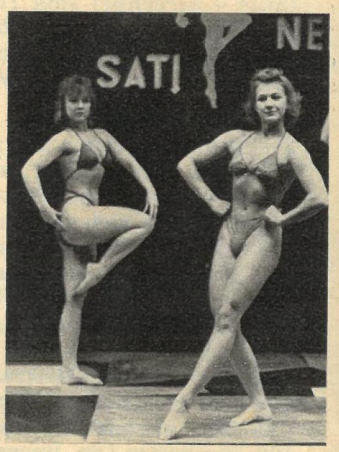
Pflaster-Pferd

Auf dem Rücken seines Pferdes die ČSSR zu durchqueren, hat sich der 33jährige Traktorist Julius Ecsi vorgenommen. Aus dem im Westen des Landes gelegenen Aš kommend, machte er nur kurz in der Hauptstadt Prag Station.



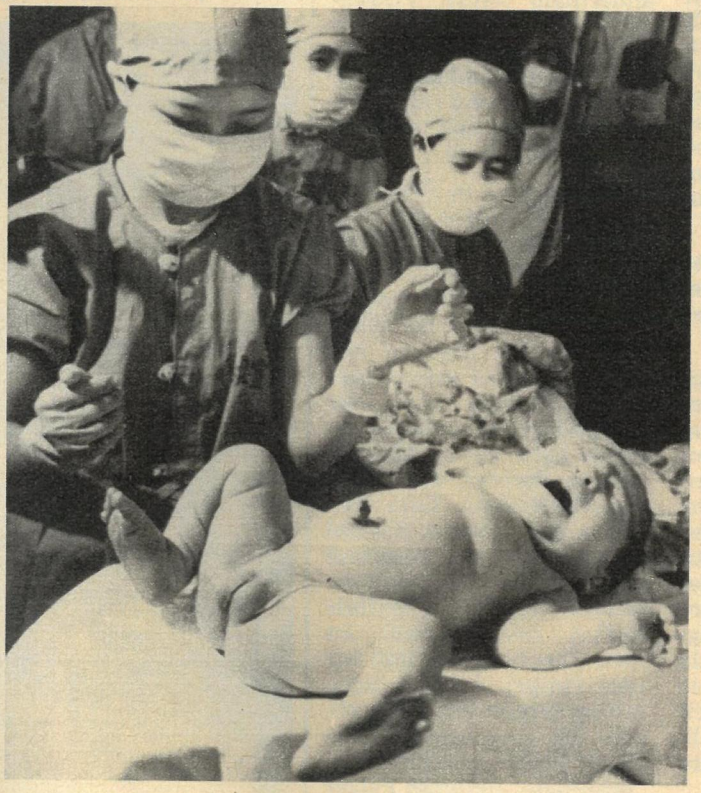
Muskel-Mädchen

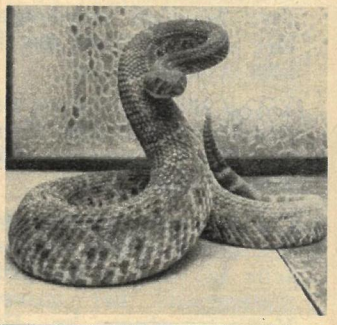
Richtige Ernährungsweise ist eine der Grundlagen für die Beschäftigung mit der Schwerathletik, wie sie seit einiger Zeit auch die Mädchen in Kaunas betreiben. Aus dem Klub „Nemunas", der nur dem „schwächeren Geschlecht" offensteht, sind auch schon internationale Preisträgerinnen hervorgegangen.



Retorten-Racker

Das erste Retortenbaby Chinas kam kürzlich in Peking zur Welt. Frau Zheng – die Mutter des kleinen Mädchens, die als Lehrerin in der ostchinesischen Provinz Gansu arbeitet – und ihr Mann waren seit 20 Jahren kinderlos. Jetzt erlaubten es die Fortschritte in der Forschung der Pekinger Universität, den Kinderwunsch zu erfüllen.





Schloß-Schöne

Diese angriffslustig ins Objektiv starrende Texas-Viper gehört zu den neuen Bewohnern des alten Schlosses Ganádpuszta (Nordungarn). Auf dem ehemaligen Gutshof wurde eine moderne Schlangenfarm mit 180 Tieren eingerichtet.

Fußballstars einmal anders

Namhafte Kicker, teilweise Weltstars, machen nicht nur auf dem Fußballfeld von sich reden. Die „schwarze Tulpe“ Ruud Gullit, der momentan als bester Fußballer der Welt gilt, wurde in Holland Mitglied der gegen Rassendiskriminierung auftretenden Anne-Frank-Stiftung. Solidarischer und tätiger Gegner südafrikanischer Apartheidpolitik, ehrte er den länger als ein Vierteljahrhundert hinter Kerkermauern sitzenden ANC-Führer und Volkshelden Nelson Mandela auf seine Weise: Er widmete ihm seine wertvollste Trophäe, den Goldenen Fußball für den „Fußballer Europas“ 1987. Frankreichs Idol Michel Platini wurde Gründer eines Fonds, mit dem der Kampf gegen die Droge und die Hilfe vor allem für betroffene Jugendliche finanziert werden sollen. Er organisierte ein Fußballspiel, in dem – unter seiner Kapitäns-Regie – Frankreichs Nationalelf gegen den sogenannten „Rest der Welt“ antrat. Diego Maradona spielte mit, auch Zico, Boniek und Sanchez waren gekommen. Und vorm Anpfiff des Spiels (2:2) dankte Platini in aller Öffentlichkeit besonders dem sowjetischen Verband, der trotz vollgestopften Terminkalenders drei seiner berühmtesten Kicker an die Seine geschickt und damit die heimlichen Wünsche des Gastgebers hundertprozentig erfüllt hatte. In der Dankesrede wurde dann auch unter prasselndem Beifall gesagt, daß es sich bei Rinat Dassajew um „die Nummer 1 unter den Torhütern der Welt“ handele, daß Igor Belanow als „Fußballer Europas“ 1986 zu den schnellsten Stürmern unseres Kontinents gehöre, daß der wendige, quicklebendige Alexander Sawarow nicht nur ein brillanter Spieler, sondern auch ein bemerkenswerter Journalist sei, der mit seinen Fußballbeiträgen in der „Komsomolskaja Prawda“ große Aufmerksamkeit finde. Mit dem Versprechen, bei Fußballanlässen solcher Art immer verfügbar zu sein, denkt der nach wie vor sehr populäre Michel Platini an ein Spiel Brasilien–„Rest der Welt“, das in Rio de Janeiro stattfinden soll. Der Reinerlös würde der weltweiten Forschung nach einem Impfstoff gegen die lebensbedrohende Immunschwäche AIDS zugute kommen.

H.-R. Vollbrecht

Familiensaga – Serienschlager

Wochenlang zog in der ČSSR die Fernsehfolge „Rodaci“ („Landsleute“) ein Millionenpublikum an die Bildschirme. Eine Familiensaga als großer Beitrag des Tschechoslowakischen Fernsehens zum 40. Jahrestag des Sieges der Werktätigen über die Reaktion im Februar 1948, der den Weg des Landes zum Sozialismus eröffnete. Ein Jahr lang dauerten die Dreharbeiten im Filmstudio Barrandov, an 350 Orten Böhmens, Mährens und der Slowakei. Mehr als 400 Schauspieler – Rudolf Hrusinsky und Jana Hlavácová (Foto oben mit Jan Štastný) vom Nationaltheater Prag wirken mit –, Tausende Kleindarsteller und in der Hauptrolle ein völlig Unbekannter: der Prager Schauspielstudent Jan Štastný (Foto Mitte mit Eva Horká), der zum ersten Mal vor der Kamera stand. Das Drehbuch schrieb der namhafte Historiker und Schriftsteller Jaroslav Matejka (Jahrgang 1927). „Ich habe mir einmal bei meiner Mutter, die noch immer in Mähren lebt, alte Alben angesehen“, erinnert sich der Autor an den Anfang seines Projekts. „In einem fand ich ein Klassenfoto aus meiner Volksschulzeit. Damals waren wir achtunddreißig, nur sechzehn sind am Leben geblieben. Über diese Generation wollte ich schreiben. Eine Generation, die viel geschaffen hat, die vieles aushalten mußte: Wirtschaftskrisen, München, die Okkupation.“ Es wurde die Genese einer Generation in Mähren: Nach mehr oder minder sorgloser Kindheit die Jugendzeit in einer idyllischen grenznahen Kleinstadt, die zunächst scheinbar am Rande der großen Ereignisse liegt. Auf einmal wird auch sie nicht mehr ausgelassen, die Menschen verändern sich, manche bleiben sich treu, andere verlieren das Gesicht. Gestapoterror, Partisanenkämpfe, die Befreiung. Dann Besiedlung der Grenzgebiete, die nie nachlassende Wachsamkeit in den ersten Monaten des Friedens, bis zu jenem Putschversuch der reaktionären Bourgeoisie. „Die Älteren sollen sich erinnern, den Jüngeren wollen wir zeigen, wo die Wurzeln unserer Gegenwart liegen, woher wir gekommen sind“, sagt Jirí Adamec (Jahrgang 1948), Regisseur der Serie, die noch immer Gegenstand vehement geführter Zuschauerdiskussionen ist.

Regine Standke

● Gut gesagt

Ein gutes Bild zu kennen genügt nicht, man muß es auch von Zeit zu Zeit betrachten.

Daniil Granin, UdSSR, Schriftsteller

● Am Rande

Bei den örtlichen Mehrkampfmeisterschaften von Narjan Mar (UdSSR) schaffte der Flugzeugmechaniker Alexander Walin im Axtweitwurf beachtliche 186 Meter – allerdings mit einer Eigenschöpfung, denn seine Axt hatte einen langen, flachen, flugzeugähnlichen Schaft. – Ohne Düsenantrieb!

● Persönliches

GALINA ULANOWA, die schon legendäre Primaballerina des Moskauer Bolschoitheaters, bereitet gegenwärtig mit australischen Tänzern die Aufführung von „Giselle“ im Opernhaus von Sydney vor. Die heute 78jährige, die 1930 zum ersten Male die Giselle tanzte, gibt ihre reichen Erfahrungen an zwei führende Solisten des australischen Balletts weiter, die die tragenden Partien in Adolphe Adams Ballett übernommen haben.

Kunstvoll hat der Schmied PENKO KARAWASSILEW aus der Schwarzmeerstadt Burgas ein Hühnerei beschlagen: Er versah es mit zwanzig Mini-Hufeisen, die er mit genau achtzig Nägeln befestigte.

Eine buchstäblich märchenhafte Sammlung besitzt JAN KRÁL aus Miřetice (ČSSR): mehr als 400 Marionetten. Er nutzt die im Laufe der langjährigen Beschäftigung mit all diesen Teufeln, Prinzessinen, Rittern und Königen gewonnenen Kenntnisse auch beruflich und arbeitet mit dem Nationalmuseum in Prag an der Rekonstruktion historisch wertvoller Puppen zusammen bzw. fertigt jährlich über 600 neue Märchengestalten an.

Redaktion: G. Wehrmann; Fotos: D. Christel, Repro, A. Paszkowiak, I. Stoimenow (2), TASS/Sotin, TASS, ZB/ČTK, ZM/MTI/Szabó, ZB/Xhinhua, V. Hohlfeld, ČTK, Orbis (2); Vignette: D. Schüler.

Genosse Weltschew, würden Sie uns bitte zunächst über das Gremium etwas sagen, dessen Vorsitzender Sie sind?

Das Bulgarische Komitee für Verständigung und Zusammenarbeit auf dem Balkan kann 1989 auf ein dreißigjähriges Wirken zurückblicken. Gleichgeartete Institutionen bestehen in Griechenland und Rumänien. In der Türkei gestattet die derzeitige Regierung die Bildung eines solchen oder ähnlichen Gremiums nicht. Unser Komitee hat ungefähr sechzig Mitglieder, in der Mehrheit erfahrene Politiker, Journalisten und Diplomaten, die zwar aus dem Berufsleben ausgeschieden sind, sich jedoch noch längst nicht im politischen Ruhestand fühlen.

Sie selbst – nunmehr im achten Lebensjahrzehnt – waren lange Zeit Mitglied des Politbüros des ZK der Bulgarischen Kommunistischen Partei, wurden im zweiten Weltkrieg wegen Ihres antifaschistischen Widerstandskampfes zum Tode verurteilt – da muß nicht lange gefragt werden, woher Ihr Einstehen für eine Welt des Friedens kommt. Bulgarien plädiert schon seit geraumer Zeit für die Schaffung kernwaffenfreier Zonen…

Ja, die Volksrepublik Bulgarien ist ein konsequenter Verfechter dieser Idee bereits seit den fünfziger Jahren. Sie hat immer wieder Vorschläge für deren Realisierung in verschiedenen Teilen der Welt unterstützt. Mehr noch, unser Land ist einer der Initiatoren für die Verwandlung der Balkanhalbinsel in eine atomwaffenfreie Zone. In diesem Zusammenhang muß man auch eine Reihe anderer Vorschläge nennen, die mein Land seit 1981 unterbreitet hat: Der Balkan soll nicht nur von nuklearen, sondern auch von chemischen Waffen frei sein; bilaterale Abkommen sollten zwischen unserem Land und den übrigen Balkanstaaten abgeschlossen werden, die etwas über einen Kodex gutnachbarlicher Beziehung aussagen; ein Vertrag über die Erhaltung des ökologischen Gleichgewichts sollte unterzeichnet werden. Sie werden sicher wissen, daß Bulgarien 1986 ein bilaterales Abkommen mit Griechenland signiert hat, eine Deklaration der Freundschaft, guten Nachbarschaft und Zusammenarbeit, mit der ein einmaliges Beispiel dafür gegeben wurde, wie zwei Länder unterschiedlicher Gesellschaftsordnung und entgegenstehender Militärbündnisse zum gegenseitigen Vorteil zusammenarbeiten und zum stabilisierenden Faktor auf dem Balkan werden können.

Welche wesentlichen Vorteile sehen Sie in der Schaffung kernwaffenfreier Zonen?

Man sollte folgende Vorzüge nennen: Diese Zonen sind eine regionale, doch sehr wichtige Maßnahme gegen

„Das Largo" wird dieser Platz im Zentrum Sofias genannt.

Eine atomwaffenfreie Zone auf dem Balkan würde die sozialistischen Länder Rumänien, Jugoslawien, Albanien und Bulgarien sowie aus dem NATO-Bereich Griechenland und den europäischen Teil der Türkei umfassen (siehe Karte).

Im Vorfeld des Internationalen Treffens für atomwaffenfreie Zonen, das auf Initiative des Generalsekretärs des ZK der SED und Vorsitzenden des Staatsrates der DDR, Erich Honecker, im Juni in Berlin stattfinden wird, traf sich in Sofia unser Mitarbeiter Fritz Jahn mit dem Vorsitzenden des Komitees für Verständigung und Zusammenarbeit auf dem Balkan, Boris Weltschew. In dem Gespräch ging es unter anderem um die vertrauensbildende Funktion einer atomwaffenfreien Zone im Südosten Europas.

die Verbreitung von Kernwaffen und gleichzeitig auch gegen die Ausbreitung der nuklearen Gefahr. Sie tragen zur Festigung des Vertrauens und der Sicherheit in den Beziehungen zu den Nachbarstaaten bei, zum Abbau von Spannungen und zur Verbesserung des politischen Klimas. Es werden günstige Bedingungen geschaffen, strittige Fragen ausschließlich mit friedlichen Mitteln zu lösen. Es werden auch Möglichkeiten für die Erweiterung und Vertiefung gutnachbarlicher Zusammenarbeit eröffnet, so auch bei der Nutzung der Kernenergie für friedliche Zwecke. Die kollektiven Schritte auf dem Gebiet der Abrüstung könnten beschleunigt werden. Die Schaffung jeder kernwaffenfreien Zone wirkt stimulierend auf die Idee ein, derartige Zonen auch in anderen Teilen der Welt zu bilden.
Wie Sie sehen, lassen sich unverzüglich sehr viele Vorzüge nennen. Die Vertreter der „nuklearen Abschrekkung" lehnen kernwaffenfreie Zonen ab und spielen ihre Bedeutung im Kampf gegen die nukleare Gefahr herunter.

Wurde auf dem Außenministertreffen der Balkanstaaten in Belgrad auch das Projekt der kernwaffenfreien Zonen erörtert?

Ja, auf diesem Treffen diskutierte man auch das Problem eines Balkans ohne nukleare und chemische Waffen. Doch im gemeinsamen Kommuniqué heißt es, daß „angesichts des unterschiedlichen Herangehens an diese Frage von der Notwendigkeit gesprochen wurde, sie weiter zu untersuchen". Diese Formulierung kann jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, daß – aus unserer Sicht – das Problem einer kernwaffenfreien Zone für alle Balkanländer bereits aktuell geworden ist.

Mit kernwaffenfreien Zonen wird nicht ein einziger Atomsprengkopf vernichtet. Bleibt die nukleare Gefahr nicht auch für diese Zonen weiterhin akut bestehen?

Da die Schaffung einer solchen Zone nicht zur Vernichtung der Kernwaffen führt, bleibt natürlich die Gefahr, die von ihnen ausgeht. Doch die Region, aus der die Atomwaffen abgezogen werden, ist nicht mehr unmittelbar bedroht. Diese Zonen sind keine Abrüstungsmaßnahme, sondern eine vertrauensbildende Maßnahme. Das sowjetisch-amerikanische INF-Abkommen zeigt anschaulich, wie Schritte zur Abrüstung der Kernwaffen bis zu ihrer Verschrottung aussehen. Die Tatsache jedoch, daß abgezogene Kernwaffen weiterhin eine Gefahr bilden, verringert nicht den Wert kernwaffenfreier Zonen. Hinzufügen ließe sich, daß das Streben nach und die Einrichtung von derartigen Zonen nicht nur militärische, sondern auch wichtige politische und moralische Bedeutung hätten. Sie begrenzen den Einfluß kernwaffenbesitzender Staaten als auch jener, die der Strategie der nuklearen Abschreckung Beihilfe leisten.

Widerstand gegen diese Zonen gibt es und wird es auch weiterhin geben. Er stützt sich auf die Behauptung, daß nukleare Abschreckung unabdingbar ist und ihre Bedeutung nach der Liquidierung der Nuklearraketen mittlerer und kürzerer Reichweite noch zugenommen hat. Andere Systeme und ihre Modernisierung sollen die verschrotteten Waffen kompensieren. Mit diesem Argument wird auch der Unwille bekundet, die taktischen Kernwaffen in Europa zu beseitigen.
Für die Völker in der widersprüchlich miteinander verbundenen und voneinander abhängigen Welt gibt es nur einen Ausweg: den massenhaften Kampf organisierter und treffsicherer zu gestalten. Denn bleibt der Erfolg aus, ist die Zivilisation unseres Planeten äußerst gefährdet. Doch wir haben die Überzeugung, daß die Friedenskräfte, ausgerüstet mit der Philosophie des neuen Denkens, die Menschheit vor einer nuklearen Katastrophe bewahren können.

Wie sicher sind Sie, daß der Balkan tatsächlich eine kernwaffenfreie Zone werden kann?

Um sicher zu gehen, daß der Balkan eine kernwaffenfreie Zone wird, ist notwendig: Erstens müssen alle Balkanstaaten ihr Einverständnis erklären, und zweitens müssen die kernwaffenbesitzenden Mächte die Garantie übernehmen, diesen Status zu respektieren. Die Sowjetunion hat bereits ihre Bereitschaft hierzu erklärt. Folglich muß der Kampf um die Schaffung dieser Zone fortgesetzt werden. Das Interesse der Völker gebietet das.
Zum Abschluß möchte ich die Überzeugung ausdrücken, daß der Aufruf Erich Honeckers an die friedliebende Weltöffentlichkeit und das bevorstehende internationale Treffen zum Problem der kernwaffenfreien Zonen, beides vom bulgarischen Komitee für Verständigung und Zusammenarbeit auf dem Balkan und von der bulgarischen Öffentlichkeit begrüßt, der Schaffung dieser Zonen neuen Antrieb verleihen wird. Kernwaffenfreie Zonen von Nord- über Mitteleuropa bis zum Balkan würden die Teile Europas auf fruchtbare Art miteinander verbinden.

Für Vertrauen auf dem Balkan

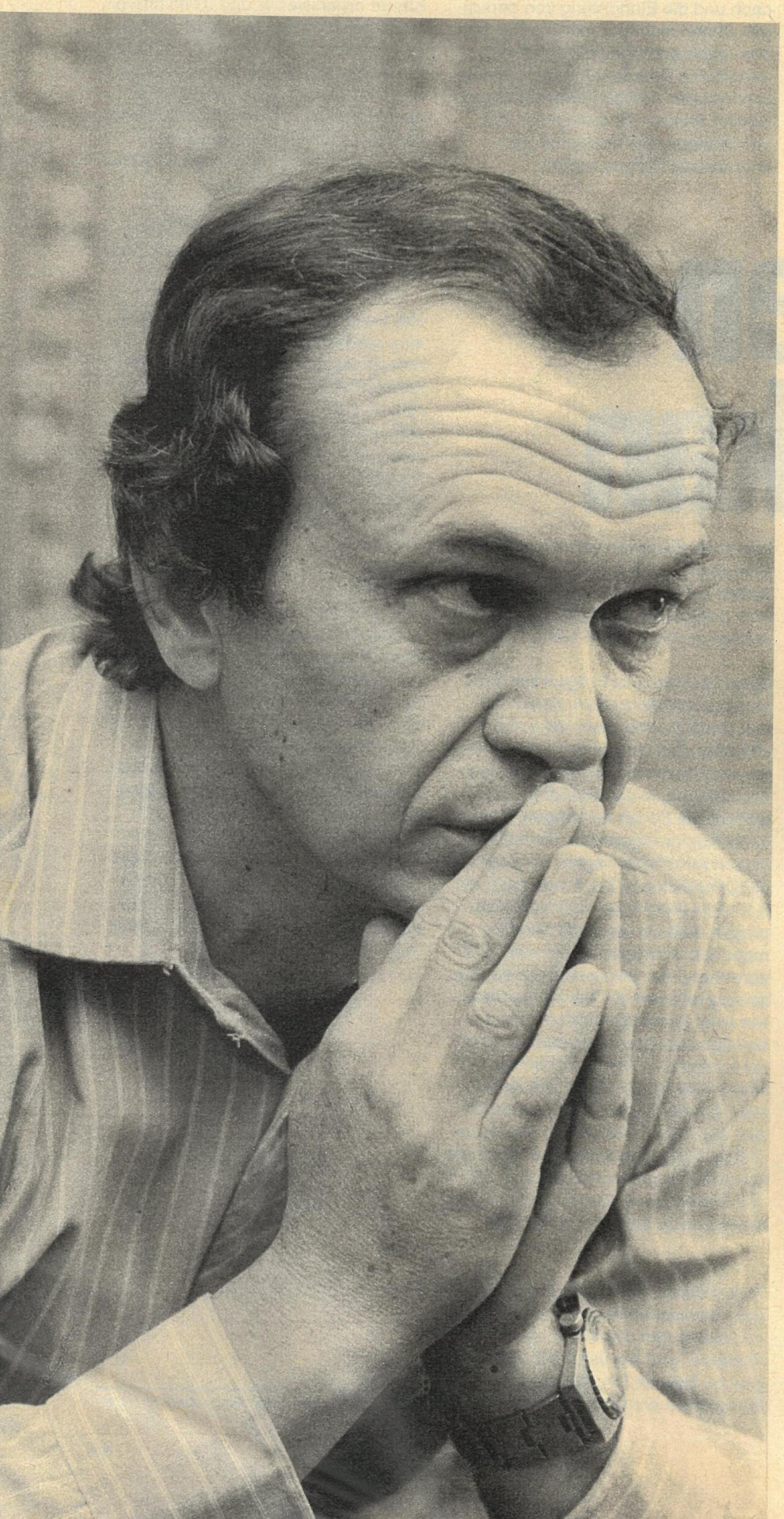
Westliche Experten vertreten den Standpunkt, daß der Abzug der Kernwaffen von einem bestimmten Territorium oder deren Stationierungsverbot schwer zu kontrollieren sind…

Ohne Fachmann in Fragen der Abrüstungskontrolle zu sein, denke ich, daß diese Zweifel mehr mit einem bestimmten Ziel verbunden sind. Offenbar wird bezweckt, Schwanken und Entmutigung in den Kampf für kernwaffenfreie Zonen zu bringen. Sowohl in die Regierungskreise, die sich mit diesen Absichten tragen, als auch in die Öffentlichkeit. Die Frage nach der Kontrolle übernommener Verpflichtungen muß ein wesentliches Element des Vertrages selbst sein. Entsprechend der gegenseitigen Vereinbarung müssen die Teilnehmerstaaten einer kernwaffenfreien Zone nationalen und internationalen Kontrollen zustimmen. Inspektionen vor Ort wären eine dieser Kontrollmaßnahmen. Länder in kernwaffenfreien Zonen legen ihr Prestige und ihre Autorität in die Waagschale. Aber auch die kernwaffenbesitzenden Staaten, die den Status dieser Zonen zu respektieren und zu garantieren haben.

Trotz Widerstandes gegen die Errichtung kernwaffenfreier Zonen und Korridore nehmen die Aktivitäten der Friedens- und Abrüstungsbewegungen zu. Meinen Sie, daß dieser Druck Fortschritte erzwingen kann?

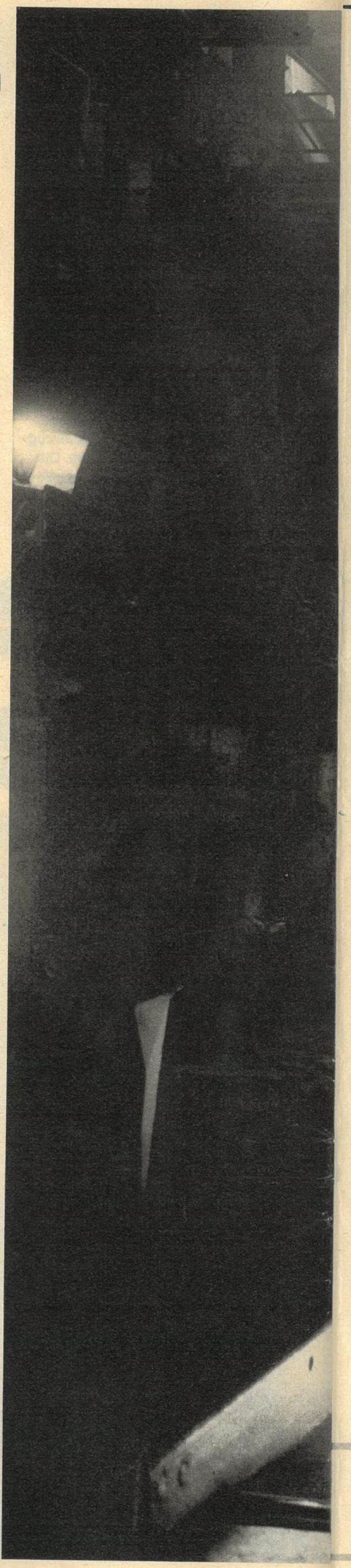
Karte: Wolfgang Wegener, Fotos: Detlef Christel

„Ehrlich bleiben, auch wenn es weh tut"



Er offenbart nicht jedem gleich seine Gedanken, bleibt zurückhaltend, will erst einmal wissen, was uns ausgerechnet zu ihm geführt hat. Sein Name in einer Rede Gorbatschows als Meister seines Fachs gerühmt. „Vielleicht stand ich nur zufällig vornan auf einer Liste." Er antwortet bestimmt, aber knapp – ein Wesenszug? Von ihm erfahren wir auch nicht, daß er letztes Jahr mit dem Staatspreis ausgezeichnet wurde. Einer, der lieber zufaßt, als zu reden! Seine Daten: Valeri Kolesnikow, Jahrgang '42, parteilos, gebürtiger Nowokusnezker und seit seinem ersten Arbeitstag im Kusnezker Metallurgischen Kombinat (KMK). Immer an der Blockwalzstraße, inzwischen Operateur auf der Steuerbühne.
Ein sibirischer Stahlwerker – wie stellt er sich den täglichen Forderungen der Umgestaltung?

Ein Beitrag von Wolfgang Scheel (Text) und Detlef Christel (Fotos)



Der Rhythmus am Walzaggregat à la Kolesnikow: jede 45 Sekunden ein Stahlblock

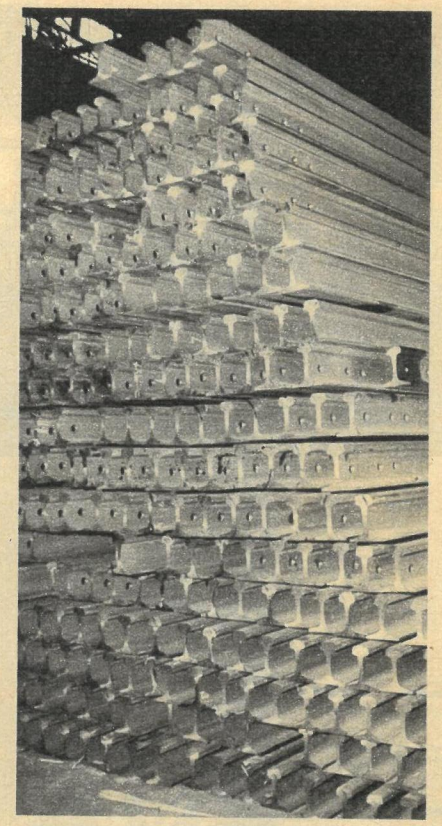
„Ehrlich bleiben, auch wenn es weh tut“

I.

Das Blockwalzwerk – eine Riesenhalle. Ihre Gestalt und verrußten Mauern weisen sie nachdrücklich als Veteran aus. 57 Jahre wurde der sibirische Hütten-Riese in diesem April. Metallischer Lärm und hitzegeladene Luft schlagen uns entgegen. Es zischt, faucht, kracht und sprüht an allen Ecken, überall wandernde glühende Stahlbrocken. Die Geburtsstätte der stählernen Welt ist auch heute noch ein Arbeitsfeld für kräftige und nervenstarke Männer. Mittendrin, auf der Steuerbühne vorm großen stampfenden Walzgerüst, unser Mann: Valeri Koslesnikow. Er nickt uns nur kurz zu, nimmt schnell einen Schluck Tee aus dem Blechtopf. Seine Augen und die seines Partners konzentrieren sich auf die ankommenden Stahlkolosse, die beide dann geschickt mit Hilfe von Handhebel und Fußtaste mehrfach in die starken Zangen ihres Walzgerüstes nehmen, bevor sie sie, um viele Meter gestreckt und auf das richtige Maß gebracht, wieder entlassen. Sie produzieren Halbzeuge für T-Profile, für Winkelstahl und Schienen. Eisenbahnschienen verlangen höchste Qualität, sind im KMK besonders gefragt. Alle BAM-Gleise beispielsweise kamen aus Nowokusnezk. Und der laufende Fünfjahrplan verlangt, 2300 Kilometer neue Eisenbahnstrecken in Betrieb zu nehmen und mindestens 4000 Kilometer zweite Gleise im Lande zu verlegen.

Kolesnikows Steuerstand-Besatzung besteht aus drei Mann: Zwei fahren die Anlage ständig, der dritte springt ein, wenn einer der Akteure eine Pause nötig hat. Denn der glühende Stahlstrom rollt pausenlos. 45 Sekunden brauchen Kolesnikow und Co. in der Regel für einen Block, der entsprechend des Auftrags zwischen sechs bis 8,5 Tonnen wiegt. Von ihrer Übersicht und ihrer Präzision hängt auch die reibungslose Produktion der nachfolgenden Feinwalzstraße ab, wo die Profile ihre endgültige Form erhalten. Mit 780 gewalzten Blöcken hält Kolesnikow den Schichtrekord der Halle. Aber nicht er, sein zweiter Mann, Oleg Korolenko, erzählt es uns. Es ging Kolesnikow dabei auch nicht um einen Rekord, sondern um den Nachweis, was möglich ist, wenn jeder in der Kette zwischen Martinofen und Walzwerk den Takt hält und seine Reserven aufdeckt. Das kann jedoch nicht einer allein, dazu müssen sich viele einig sein.

Endlich macht Kolesnikow seine Pause. Das erste ist ein Zug aus der Zigarette, die steckt er sich mitunter auch am Steuerpult unter die Nase. „Ich kann's eben nicht lassen.“ Wie heute die Schicht läuft? „Normal!“ Bei ihm heißt das gut. Und der Materialfluß? „In Ordnung, wir haben ständig zu tun.“ Wie



STAHLPROFILE – ein Drittel aller sowjetischen Schienenwege kommt vom KMK

sieht er heute einen Walzwerker? „Er muß das richtige Verhältnis zur Technik haben, eine gute Qualifikation, mit dem Herzen dabeisein.“ Und seine Truppe? „Wir können uns aufeinander verlassen, versuchen, immer ehrlich miteinander umzugehen. Auch wenn die Auseinandersetzung weh tut.“ Und das stimuliert? „Sachliche Kritik reinigt zumindest die Atmosphäre.“ Gilt das im ganzen Werk? „Es soll – viele jedenfalls nennen heute schon offener die Probleme, die uns noch hemmen – schließlich ist keiner vor Fehlern gefeit, weder Kolesnikow noch der Hallenchef.“ Seine Antworten bleiben knapp. Immer wieder geht sein Blick hinüber zur Walzstraße. Es drängt ihn zu seinem Befehlsstand...

II.

Am Abend bei den Kolesnikows privat. Sie wohnen sechs Kilometer vom Werk entfernt in einem vom Kombinat mitgebauten Neubaugebiet. Vom Balkon geht ihr Blick auf einen grünenden Innenhof mit Spielplätzen, und aus dem Schlafzimmerfenster auf ein Birkenwäldchen am Flußufer des Tom. Die Verdauungspromenade von Valeri und Frau, wenn sie mal gemeinsam Feierabend haben. Selten genug, denn er arbeitet im Rhythmus der rollenden Woche, sie zweischichtig als Schleiferin in der Möbelfabrik. Probleme? „Kaum – Gewöhnung, natürlich muß jeder dem anderen was abnehmen – für den Haushalt, für die Kinder.“ Als Valeri den Tisch gedeckt hat und Tee aufbrühen will, kommt seine Frau, Ljudmila – ein lustiger Typ. Der Hausherr atmet sichtlich auf, in der Küche ist er doch lieber zweiter Mann. Auch ohne große Gesten ist Harmonie zwischen beiden zu spüren. Die Töchter Oxana und Anna (18 und 12) lassen sich allerdings nicht sehen, haben ihr eigenes Programm in der Stadt. Im Beisein seiner Frau wird Valeri leicht gesprächiger. Er erzählt von seiner zweiten Liebe: der alten treuen Beiwagenmaschine „Ural“ und den Fahrten hinaus in die Taiga. Nur mit Rucksack und Zelt. „Solche Landschaft gibt es nur einmal“, sagt Valeri. „Die braucht man einfach, denn die Luft in der Stadt ist mitunter ganz schön dick.“ Die Verursacher, die Betriebe, um die die Stadt in 50 Jahren quasi herumgewachsen ist (heute mehr als 700 000 Einwohner), haben zwar strenge Auflagen erhalten, das abzuändern, doch es ist aufwendig, verlangt Konsequenz – und geschieht zu langsam. Auch ihr Kombinat müsse diesbezüglich zulegen, im Rahmen der jetzt vor sich gehenden Generalrekonstruktion. Der Bau eines modernen Konverterstahlwerkes soll bis 1990 beendet sein. Ihre Blockwalzstraße wird dann einer effektiveren Technologie Platz machen. „Das heißt umlernen, wenn es auch noch nicht jeder wahrhaben will. Was wir dafür dringend brauchen, sind klare Vorgaben der Leiter.“

Modernisieren und Bauen sind für viele in Nowokusnezk Reizwörter. Das KMK will unter anderem gemeinsam mit der Stadt jährlich mehr als 50 000 Quadratmeter Wohnraum schaffen. Damit bis 1990 endlich das Schlangestehen junger Stahlwerkerfamilien nach einer eigenen Wohnung aufhört. „Schließlich geht es um unseren Nachwuchs“, sagt Valeri. Wie ist er eigentlich Metallurge geworden? „Nichts Außergewöhnliches – Familientradition.“ 1932 – noch bevor der erste Hochofen im ersten Hüttenzentrum Sibiriens angefahren war – kam der Vater aus Altaisk hierher. Eisen und Stahl, das bedeutet Zukunft, das zog vor allem die Jugend an. Er lernte gründlich den Stahl formen, arbeitete ununterbrochen bis zur Rente an der Walzstraße. Auch während der schweren Kriegsjahre, so 1942 – Valeris Geburtsjahr –, als nicht Baustahlprofile, sondern Panzerplatten dringend gebraucht wurden. Später zeigte er seinen zwei heranwachsenden Jungen das Werk und seinen Arbeitsplatz, weckte so ihr Interesse für die Technik des Stahlmachens. Sie blieben dabei, als es ernst wurde mit dem Beruf. Einige Jahre waren sie mit Vater zu dritt in der Halle. Heute gehören die Brüder zum Stamm im Blockwalzwerk. „Vater hat den Anstoß gegeben, doch man muß schon selbst eine innere Beziehung zu seiner Aufgabe herstellen.“

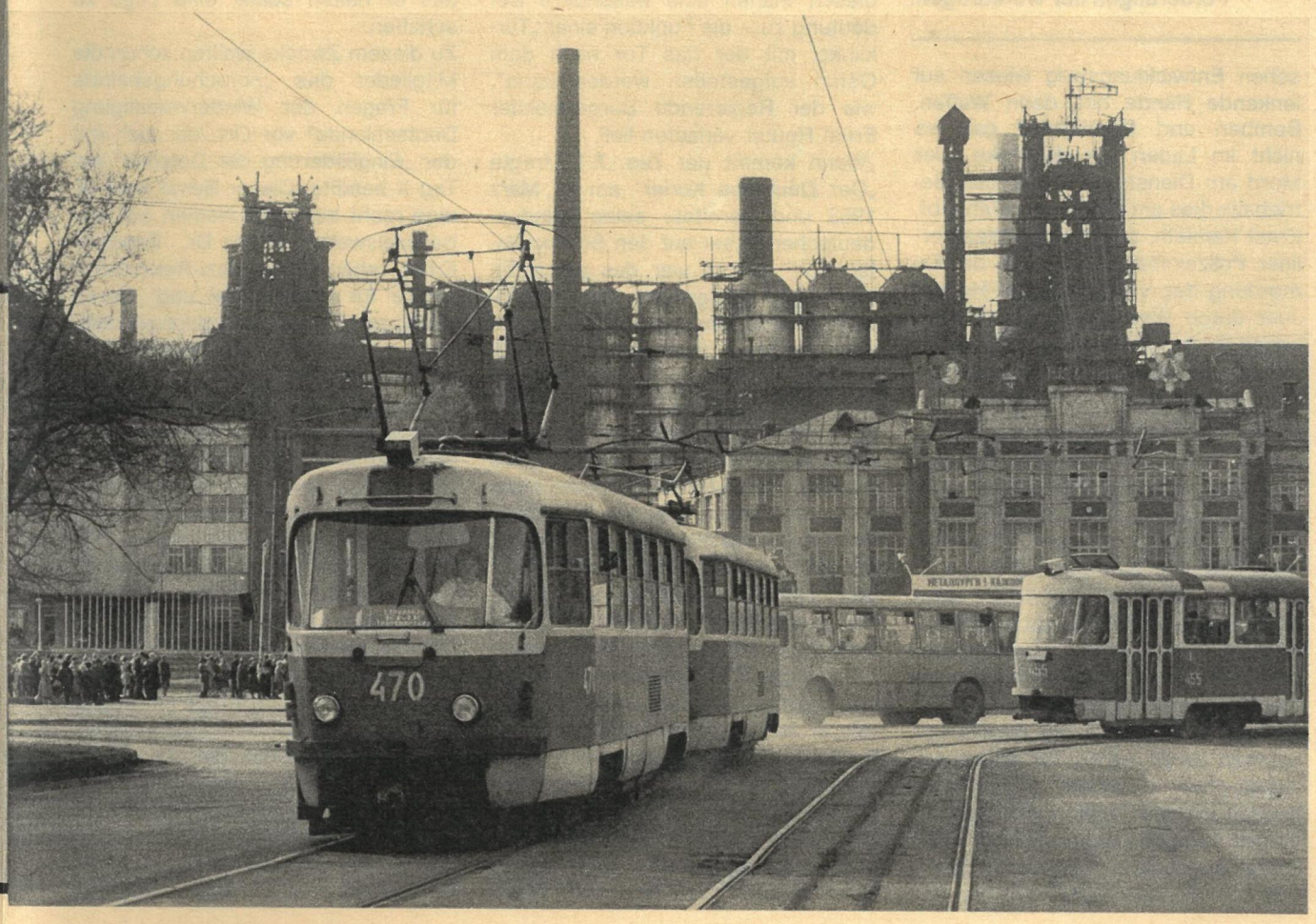
III.

Der nächste Tag. Die Frühschicht ist längst vorbei, Kolesnikow aber läßt auf sich warten. Was gibt's? Der Brigaderat tagt, ein gewähltes Gremium der Gewerkschaft, erfahren wir von Viktor Galtschenko, Parteisekretär des Walzwerkes. Leute des Vertrauens, Kolesnikow gehört dazu. „Weil er über seinen Platz hinausguckt, weil er offen seine Meinung sagt, weil er gründlich arbeitet und für das Neue eintritt“, so sieht ihn der Sekretär. Es ging um die Monatsbilanz, erzählt Kolesnikow, als er kommt. Planzahlen wurden nicht diskutiert, die sind Gesetz. Aber wie die Arbeitsorganisation klappte, das Zusammenspiel der einzelnen Kollektive, die schnelle Bereinigung von Störfällen – bis hin zur Leistung des einzelnen, das stand auf der Tagesordnung. Kolesnikow: „Früher versteckte sich mancher hinterm breiten Rücken des Brigadiers oder Schichtleiters. Und deren Leistung war tabu. Damit ist Schluß. Demokratie heißt Mitentscheiden und Mitmachen.“ Natürlich setzt sich der Rat dafür ein, daß jeder gerecht behandelt wird – bei der Lohneinstufung, bei der Vergabe von Urlaubsplätzen und bei Wohnungsanträgen, bei Prämien oder auch, wenn jemand wegen fehlerhaften Verhaltens zur Verantwortung gezogen wird. Und auftretende Meinungsverschiedenheiten zwischen Rat und Leitung, wie werden die geklärt? „Die besseren Argumente, die größere Überzeugungskraft setzen sich meistens durch“, sagt Parteisekretär Galtschenko. „Und natürlich das Ansehen der Persönlichkeit. Vor allem ein hoher Anspruch an den Leiter, an seine Entscheidungsfreudigkeit, an sein Durchsetzungsvermögen.“

Für die nächsten Wochen ist folgende Aktion im Kombinat geplant. Allen Mitarbeitern wird die Frage vorgelegt: Was hast du in den letzten zwei Jahren geleistet, was hast du vorwärts bewegt? Eine Kommission mit dem Werkleiter wird die Antworten prüfen. Er selbst wird vor einem anderen Gremium Rede und Antwort stehen müssen. In den Partei- und Gewerkschaftsgruppen ist die Aktion vorbereitet. Jeder weiß, es geht nicht um Ablösung aus Funktionen, sondern um Mobilisierung der Kräfte. Der Sekretär: „Nur der, der fachlich und menschlich überfordert ist, der nichts Schöpferisches einbringt als Ingenieur, Abteilungsleiter, Technologe, Brigadier, wird eine andere Aufgabe erhalten.“

Valeri Kolesnikow hat ein solches Gespräch nicht zu fürchten. Er hat mit seinem kleinen Kollektiv im letzten Jahr das Recht erworben, die Güte ihrer gemeinsamen Arbeit selbst zu kontrollieren. „Ehrensache – auch wenn wir mal Murks machen, heißt es ehrlich bleiben.“ Sie sind in der Lage, einander zu ersetzen, jeder besitzt mehrere Qualifikationen oder bemüht sich darum. Und für Kolesnikow ist es selbstverständlich, daß seine Schicht eine halbe Stunde früher beginnt. Dann weiß er genau, wie es vor ihm gelaufen ist und was auf ihn zukommt...

Allein mehr als vier Millionen Tonnen Walzstahl produziert das Kusnezker Kombinat jährlich. Das sind rund 500 verschiedene Profile und 200 Stahlmarken. 5000 Kunden im In- und Ausland warten darauf. Jetzt ist nicht eine enorme Steigerung der Masse gefordert, sondern neue Qualitäts-Stahlmarken. Wie die zu erreichen sind? Mit hochmoderner Technologie, beim geringstmöglichen Aufwand an Material, Energie und menschlicher Arbeitskraft. Mit den Ressourcen ist sorgsamst umzugehen. Die Thesen des ZK der KPdSU zur XIX. Unionsparteikonferenz unterstreichen dies noch einmal sehr deutlich. Nur so ist auch für das KMK der notwendige Leistungsschub möglich. Der Begründer der sibirischen Hüttenindustrie muß deshalb gründlichst rekonstruiert werden. Die staatlichen Kredite dafür aber werden nicht geschenkt, sie müssen auf Rubel und Kopeke erwirtschaftet werden – mit Qualitätserzeugnissen. Deshalb bauen sie nicht nur ein neues Werk im Werk, sie vervollkommnen ebenso schrittweise



STAHLWERKER-DIALOG (oben) – in der Pause wird nicht nur gefachsimpelt

STAHLWERKS-SILHOUETTE (unten) – viele Verkehrslinien der Stadt führen zum Kombinat „W. I. Lenin“

das Vorhandene, verbessern zugleich ihre Arbeitsbedingungen. Die Tieföfen im Walzwerk werden inzwischen beim Entschlacken ferngesteuert – eine Gefahrenstelle wurde beseitigt. Die Förderkarren werden neuerdings elektrisch bewegt, die stark frequentierten Hallenkrane dadurch entlastet. Die Transportrollen der Walzstraße drehen sich nur noch, wenn ein zu bearbeitender Stahlblock daraufliegt – gesparte Energie. „Alles von unseren Rationalisatoren geschaffen“, sagt Kolesnikow, „doch wir brauchen mehr Ideen, die persönliche Verantwortung aller. Jeder muß sich der Umgestaltung stellen.“

Ein sibirischer Hüttenwerker. Keiner, der täglich Heldenleistungen vollbringt oder durch kühne Reden auffällt. Einer, der wegen seiner Aufrichtigkeit und gewissenhaften Arbeit die Achtung seiner Kollegen genießt. Sie setzten ihn auf die Liste der Meister ihres Fachs...

Ein Aufstand

Entgegnungen und Begegnungen am 17. Juni 1953: Sowjetsoldaten markierten die Grenze zwischen Konterrevolution und berechtigten Forderungen der Werktätigen.

Von einem Sechzehnjährigen in einem idyllischen Dorf im Fläming ließ sich nicht erwarten zu begreifen, was einen Teil der Brauereiarbeiter bewog, der Arbeit fernzubleiben. Das Wort „Streik" fiel und klang doch so unwirklich, weil niemals der Gedanke aufkam, daß Werktätige in ihrem Land der Arbeiter und Bauern zu diesem Kampfmittel greifen könnten. Die Aufregungen in der Internatsschule erwuchsen eher den Rundfunknachrichten als eigenen Erlebnissen. So erfuhren wir Schüler auch, daß die Brauer dem abendlichen Aufruf des RIAS vom 16. Juni 1953 zum Generalstreik Folge geleistet haben.

Ein freundlich lächelnder sowjetischer Leutnant in einem Jeep erledigte den 17. Juni auf geruhsame Art: Er stellte den Wagen neben eine Blumenrabatte und rauchte gelassen hinter dem Steuer. Mit der Zigarette zwischen den Fingern winkte er jedem zu, der sich auf den Weg zur Brauerei machte.

Wir wußten jedoch, daß in Berlin und einigen Industriestädten die Auseinandersetzungen hart und teils gewalttätig waren. Von ermordeten Arbeitern, die sich schützend vor die Werktore gestellt hatten, hörten wir. Wer waren die Mörder? Was war geschehen? Erst nach und nach wurde manches deutlich und verständlich, obgleich auch die ersten Eindrücke, mit einer Konterrevolution konfrontiert gewesen zu sein, durchaus richtig waren. Die Argumente der Lehrer, acht Nachkriegsjahre seien nicht ausreichend, um altes Denken aus allen Köpfen zu kehren, schienen vorerst die besten Erklärungen zu sein. Zumal die Meldung, man habe die berüchtigte KZ-Kommandeuse von Ravensbrück, Erna Dorn, aus dem Gefängnis geholt und ihr ungestraft eine Rede vor Hunderten Zuhörern gestattet, diese Meinung noch bestätigte. Konnten Menschen neuen Denkens diese Ungeheuerlichkeit zulassen?

Es bedurfte schon eines gründlicheren Nachdenkens und Einblicks in viele Zusammenhänge, um den anfänglich roh behauenen Standpunkt durch tiefere Einsichten zu ergänzen.

Sehnsucht nach „Feindvermögen"

Wie begann eigentlich dieser Tag, der im deutschen Westen noch immer als „Tag der deutschen Einheit" gefeiert wird, obgleich er dem Einheitsgedanken einen irreparablen Schlag versetzt hat? Weil er offenlegte, auf welche Art und in welcher Form man sich die „Einheit in Freiheit" wünschte. Von einem spontan ausbrechenden Freiheitswillen redeten die westlichen Medien, obgleich sie es besser wissen mußten, denn an dieser „Spontaneität" haben sie auftragsgemäß und kontinuierlich mitgewirkt. Die Abläufe waren zu offensichtlich. Zumindest für jene, die außerhalb des Regiepults zu beobachten und die scheinbar zusammenhangslosen Filmausschnitte ineinanderzulegen verstanden.

Provokationen und terroristische Einzelaktionen gegen den sozialistischen Entwicklungsweg wiesen auf lenkende Hände hin, denn Waffen, Bomben und Sprengstoff gab es nicht im Laden um die Ecke. Der Mord am Dienststellenleiter des Betriebswerkes am Potsdamer Bahnhof, Ernst Kamieth, durch einen Westberliner Polizeioffizier, wie auch die Ermordung des Volkspolizisten Helmut Just durch Westberliner Terroristen waren die herausragenden Zeichen in einem gnadenlosen Kampf gegen die junge Republik.

Am 25. April 1953 ließ die sowjetische Regierung durch die „Prawda" wissen, daß sie alle strittigen internationalen Fragen, auch die deutsche Frage, die zu diesem Zeitpunkt durchaus noch eine war, durch friedliche Verhandlungen zu lösen wünsche. Einige westliche, auch bundesdeutsche Politiker und Kommentatoren, des kalten Krieges müde, reagierten anerkennend, zumal sie die DDR als unwiderrufliche Realität zu nehmen bereit waren. Mit einem sozialistischen Nachbarn müsse verhandelt werden, wollte man nicht die Waffen sprechen lassen. Es war allerdings längst kein Geheimnis mehr, daß die Adenauer-Regierung die Einheit Deutschlands auf ihre Art gelöst wissen wollte. Und in diesem Konzept stand kein Wort von friedlichen Verhandlungen. Westberlin kam in diesen Plänen eine besondere Bedeutung zu – die Funktion einer „Türklinke, mit der das Tor nach dem Osten aufgestoßen werden kann", wie der Regierende Bürgermeister Ernst Reuter verlauten ließ.

„Wann kommt der Tag ‚X'?" fragte „Der Deutsche Kurier" am 21. März 1953 und bereitete seine bundesdeutschen Leser auf den Schicksalstag vor: „Selten war das politische Würfelspiel erregender und ließ größere Überraschungen voraussehen als in diesem Schicksalsjahr 1953. Auf allen Seiten, an allen sichtbaren und unsichtbaren Fronten bereitet man sich auf notwendige Entscheidungen vor. Es wäre gut, daran zu denken, daß Pulverfässer heute nicht mehr mit Lunten, die man im letzten Augenblick wieder auslöschen kann, sondern elektrisch gezündet werden." Der Hinweis auf die sichtbaren und unsichtbaren Fronten war nicht einfach so dahingeredet. Die Spezialisten für die Zündung reisten an, offen oder heimlich. So auch die Sonderberaterin im US-Außenministerium für Berliner Fragen, Eleonor Dulles, Schwester des Außenministers John Foster und des CIA-Chefs Allan Dulles. Das war am 13. Juni. Einen Tag später entsandte Adenauer seinen Staatssekretär Otto Lenz nach Westberlin, um – wie es offiziell hieß – sich über die Lage zu informieren. Welche Lage sollte er sondieren? Gut Informierte wußten von vornherein, daß er helfen sollte, eine Lage zu schaffen.

Zu diesem Zwecke weilten schon die Mitglieder des „Forschungsbeirats für Fragen der Wiedervereinigung Deutschlands" vor Ort, der sich mit der „Eingliederung der Ostzone" am Tag X befaßte. Dieser Beirat wies einige recht bekannte Namen auf, wie beispielsweise einen Dr. Friedrich Ernst, ehemaligen Nazi-Reichskommissar für Kreditwesen und „Feindvermögen", nun Verwaltungsvorsitzender der Berliner Zentralbank, Mitinhaber des Bankhauses Delbrück, Schickler & Co., Mitglied vieler Aufsichtsräte usw. usf. 1946 faßten ihn die westlichen Alliierten nur mit spitzen Fingern an, 1953 war er längst eine Säule im bundesdeutschen Wirtschaftsleben und wiegte sich nun in der Hoffnung, abermals „Feindvermögen" verwalten zu dürfen. Es gab kaum einen Konzern, der nicht seinen Beauftragten in diesem Forschungsbeirat sitzen hatte. Ihrem Optimismus, die „deutsche Frage" in kurzer Zeit und in ihrem Sinne zu wenden, war zu danken, daß die „Ostwerte" am 13. Juni an der Börse stiegen und am 16. Juni Höchstwerte erreichten.

Madame Dulles beehrte diesen Beirat durch ihre Anwesenheit und die feste Entschlossenheit, das östliche

fand nicht statt

Deutschland den Kommunisten zu entreißen. Zum Glück nahm sie den Mund zu voll, denn die US-Regierung bewies durchaus Realitätssinn und beließ es an diesem Tag bei semantischen Kraftübungen.

Nun gut, die Brandstifter weilten an Ort und Stelle; die Lunte konnte gezündet werden. Doch wie ließ sich ein Pulverfaß herbeireden?

Die Verwandlung einer Demonstration

Mit Flugblättern, die zum Sturz der DDR-Regierung aufriefen, meinten die Organisatoren des konterrevolutionären Putsches, eine bestimmte Situation für sich nutzen zu können. Um was ging es? Viele Bauarbeiter der DDR-Hauptstadt bekundeten ihre Unzufriedenheit mit einschneidenden Normerhöhungen. Einige überspitzte, fehlerhafte Maßnahmen, so auch gegen den privaten Wirtschaftssektor, führten zur Verschlechterung der Lebenslage der Bevölkerung. Diese Direktiven wurden Tage zuvor zurückgenommen, doch die Normerhöhungen bewiesen, daß der Glaube der Regierung, wirtschaftliche Disproportionen administrativ beheben zu können, nach wie vor auf einer Fehleinschätzung des Bewußtseinsstandes großer Teile der Werktätigen beruhte. Die Erwartungen trogen, weil so manche siegverheißende Losung die tatsächliche Realität überdeckte. Von einer „revolutionären Ungeduld" der Partei sprach Bert Brecht und meinte es durchaus kritisch, denn sozialistische Umgestaltung war nur mit den Menschen und nicht über ihre Köpfe hinweg zu erreichen.

Als eine Abordnung von Bauarbeitern einen friedlichen Marsch zum Haus der Ministerien antrat, um gegen die Verordnungen zu protestieren, schlossen sich dem Zug größere Gruppen an, denen es keineswegs um die Belange der Arbeiter ging. Augenzeugen berichteten übereinstimmend über die seltsame Verwandlung einer anfänglich durchaus respektablen Demonstration in einen zunehmend feindseligen Aufmarsch. Obgleich die Normenverordnungen schon zurückgenommen waren, beherrschten die Stimmung der Menge Jugendliche und Männer, die das Baugewerbe nur vom Hörensagen kannten. Woher kamen plötzlich diese Stimmungsmacher?

Der Folgetag sollte zeigen, woher und wie sich diese Legionen in Berlin rekrutierten, was den Westberliner „Kurier" vom 18. Juni zum Eingeständnis veranlaßte: „Leider gaben Westberliner Jugendliche der östlichen Propagandathese eine Bestätigung. Halbwüchsige auf Fahrrädern zertrümmerten mit Ziegelsteinen, Latten und Brechstangen das Haus Vaterland. Sie legten Feuer in das demolierte Haus..." Und die „New York Times" resümierte: „Die Unruhen konnten nur von Männern mit großer Erfahrung in Verschwörungen und aufrührerischen Handlungen organisiert und gelenkt worden sein." Die erfahrenen Männer versorgten ihr Heer, darunter viele Westberliner Arbeitslose, mit Handgeld von 50 Mark und Brandflaschen.

Eine der erfahrensten Verschwörerzentralen, der RIAS, gab am Abend des 16. Juni den Befehl aus: „Morgen um sieben Uhr am Strausberger Platz. Für Generalstreik!" Mindestens 15 000 Westberliner überquerten am Morgen des 17. Juni die Grenze; die ersten Brände flammten um acht Uhr auf, die rote Fahne wurde vom Brandenburger Tor heruntergerissen.

Nun stand es den meisten vor Augen, worum es eigentlich ging. Fehlerhafte Entscheidungen, die zudem noch rechtzeitig korrigiert wurden, konnten diese haßerfüllten Aktionen nicht verschuldet haben. Hier walteten andere Kräfte.

Die Brandstifter unter sich

Im Vertrauen darauf, daß die eingeschleusten Rowdys den Feindseligen in der DDR neue Tatkraft einhauchen würden, gingen die Organisatoren den Tag X generalstabsmäßig an. Die Hoffnungen, den inneren Gegner zu mobilisieren, erfüllten sich teilweise. Es fanden sich Biedermänner und Brandstifter, die ihre verborgene Feindschaft hinter vorgetäuschter Loyalität offen aufbrechen ließen. Der gewaltsame Aufmarsch solcher Männer wie Hermann Thieme in Halle, Kurt Unbehauen in Jena, Friedrich Hapel in Berlin, Lothar Markwirth in Niesky usw., alle samt und sonders ehemalige SA-Männer, zeigte, welcher Führer sich der „Volksaufstand" bediente. Es soll nicht gesagt sein, daß nicht auch irregeleitete und enttäuschte Arbeiter auf der falschen Seite der Barrikade für ihre gerechte Sache zu fechten glaubten. Diese teils tragischen Entscheidungen und Vorkommnisse ließen nicht darüber hinwegtäuschen, daß am 17. Juni ein „Arbeiteraufstand" nicht stattfand.

Nur fünf Prozent aller Beschäftigten streikten. In Kraftwerken wie Klingenberg und Rummelsburg sowie in anderen Großbetrieben traten die Belegschaften geschlossen den Provokateuren entgegen. Für die Westmedien hatten aber gerade sie, somit die 95 Prozent der Werktätigen, die „Arbeiterehre" beschmutzt und „Deutschland" verraten. Aus dem Selbstschutz der Arbeiter bildete sich eine Arbeiterwehr, die am 13. August 1961 als Kampfgruppen ihre größte Probe bestand.

Viele, die die Zusammenhänge vorerst nicht durchschauten, fragten sich schließlich erschreckt: Was können das für Arbeiter sein, die andere Arbeiter erschlagen? So geschehen in Rathenow, als der Angestellte der Molkerei, Wilhelm Hagedorn, einer Rowdybande entgegentrat und ihr den Zutritt zum Werk verwehren wollte. Das blieb kein Einzelschicksal. So mancher fragte sich: Was hat die Entführung des Stellvertretenden Ministerpräsidenten Otto Nuschke mit angeblichen Arbeiterforderungen zu tun? Er wurde aus dem Dienstwagen heraus nach Westberlin verschleppt. Seit wann nehmen sich Arbeiter Geiseln? Die mutige Schlagfertigkeit des CDU-Politikers war erfrischend. Von westlichen Journalisten befragt, was er zur Präsenz der Sowjetarmee auf den Straßen meine, antwortete Otto Nuschke: Sie demonstrieren gleichfalls. Das war treffend, denn in der Tat handelte es sich, in Übereinstimmung mit der Regierung der DDR, um eine Demonstration der Verantwortung für den Frieden. Der rauchende und freundliche Leutnant trat in diesem Sinne auf wie auch die Panzersoldaten, die sich dem Mob, der vorübergehend die Straßen beherrschte, entgegenstellten.

Bert Brecht fand hierfür die schnelle und treffliche Einschätzung: „Die Demonstrationen des 17. Juni zeigten die Unzufriedenheit eines beträchtlichen Teils der Berliner Arbeiterschaft mit einer Reihe verfehlter wirtschaftlicher Maßnahmen. Organisierte faschistische Elemente versuchten, diese Unzufriedenheit für ihre blutigen Zwecke zu mißbrauchen.

Mehrere Stunden lang stand Berlin am Rande eines dritten Weltkrieges. Nur dem schnellen und sicheren Eingreifen sowjetischer Truppen ist es zu verdanken, daß diese Versuche vereitelt wurden."

Hans Bergmann

Fotos: Archiv

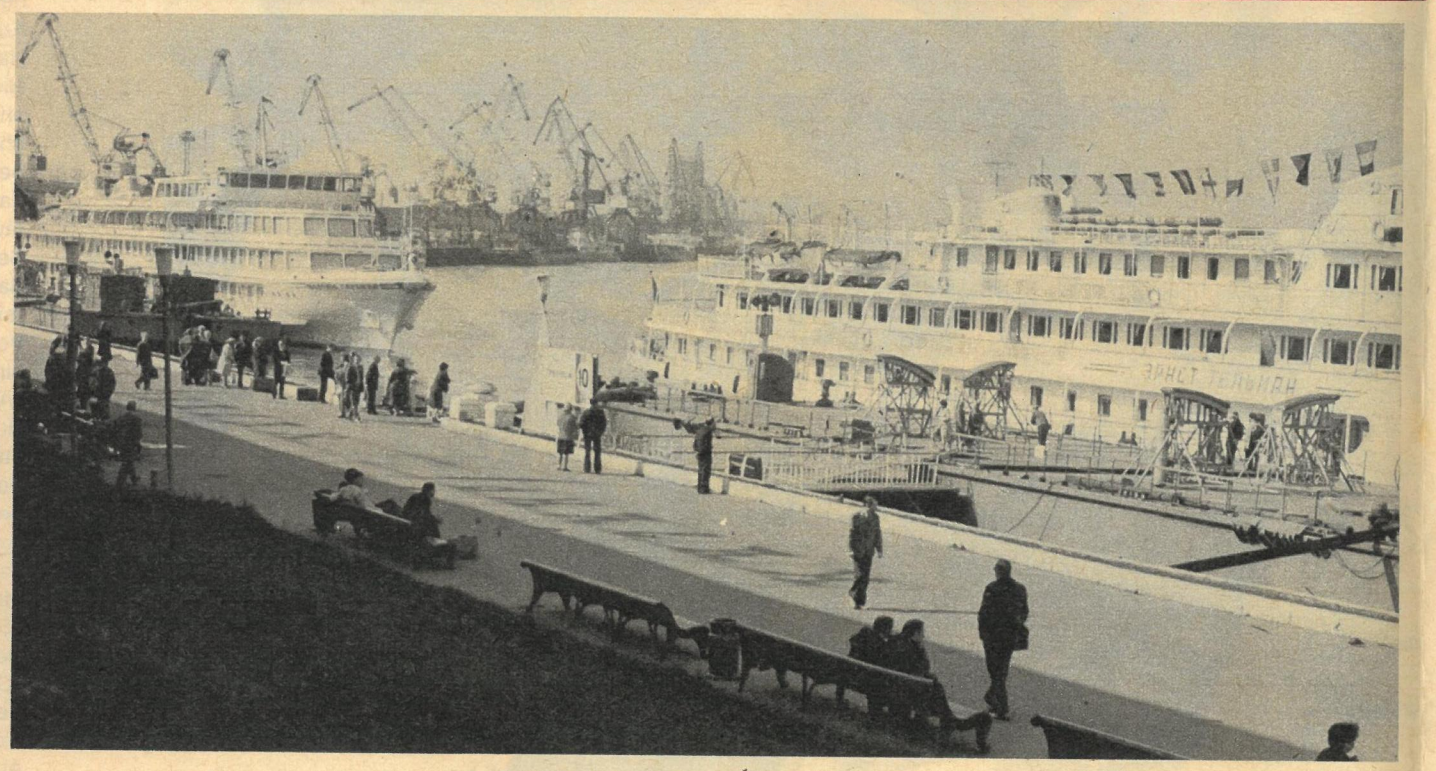
FREIE WELT

Nimm' mich mit, Kapitän...

Ein Kindertraum – nur wenige, die ihn verwirklichen. Nicht jeder kann Kapitän sein. Aber sich einem Kapitän einmal anzuvertrauen, sich ohne Sorgen den Fluß entlangschippern zu lassen, das ist auch nicht zu verachten. Und: Auf einem Flußschiff bin ich noch niemandem begegnet, der sich mit grünem Gesicht über schwankende Planken zur Reling durchgekämpft hätte. Außerdem, stellen Sie sich vor: Sie sonnen sich gelassen im Liegestuhl an Deck. Gemächlich ziehen die wechselnden Bilder des Wolgaufers vorbei. In der flim-

mernden Luft blinken die Zwiebelkuppeln der Dorfkirchen, im Grün der Apfelbäume sind die Häuser der Dörfer nur zu erahnen, und jenseits des östlichen, kaum zu erkennenden flachen Ufers erstreckt sich, unendlich scheinend, die Steppe... So ruhig wünschen Sie es sich auch wieder nicht? Kein Problem. Für Abwechslung ist gesorgt. Und nicht nur in der Landschaft. So ein gastliches Flußschiff hat Restaurants, Bars. Tanz- und Bordfeste gehören ebenso zum Programm wie interessante Landgänge. Und doch ist es die Ruhe, die der Strom und das weite Land ausstrahlen, die eine solche Reise unvergeßlich macht, die uns träumen läßt. Es wäre interessant zu wissen, ob die zweihunderttausend Touristen aus der DDR, die sich in den zurückliegenden anderthalb Jahrzehnten über Wolga und Dnepr tragen ließen, auch so empfanden. Sah sich nicht mancher von ihnen, wenigstens einen Augenblick lang, auf der Brücke stehen, in der weißen Uniform des Kapitäns...?

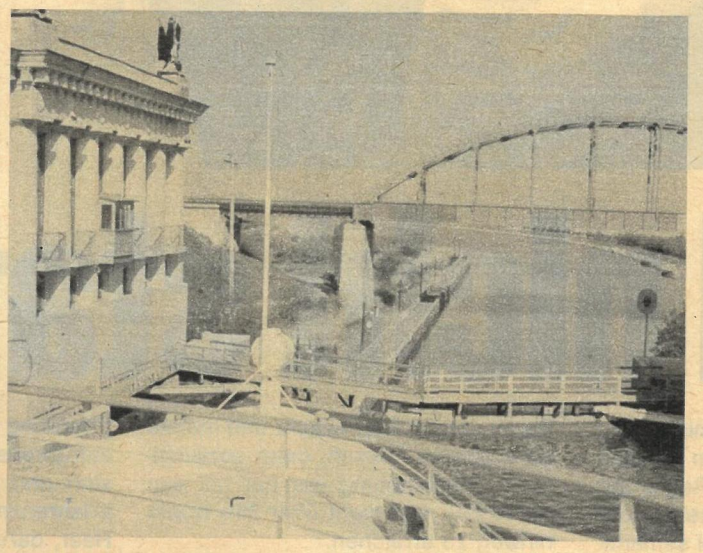
Hajo Obuchoff



Uns sollte „Mütterchen Wolga" in die wiegenden Arme nehmen. Wir gehörten zu einer von zehn Reisegruppen, die mit zwei TU 154-Maschinen der „Aeroflot" um die Mitternachtsstunde zum Direktflug nach Kasan starteten.

Von Ihnen – für Sie:

Über den Strom der fünf Meere



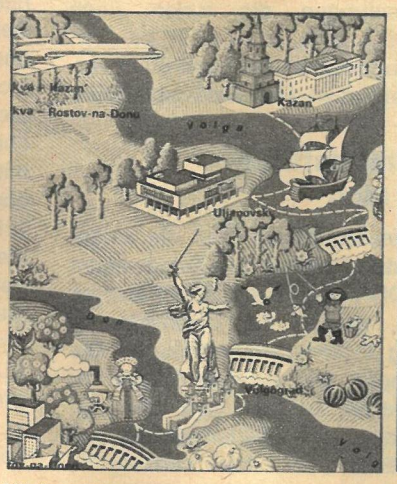
Nach der glücklichen Landung gingen wir im Retschnoj woksal (wörtlich: Flußbahnhof) von Kasan gleich an Bord. Wenig später unternahmen wir eine Stadtrundfahrt und einen ausgedehnten Stadtbummel. Dabei besichtigten wir unter anderem den Kasaner Kreml aus dem 16. Jahrhundert und in der Universität den Lehrsaal Nummer 7, wo Lenin 1887 ein halbes Jahr studierte...

Die erste Nacht in unserem „schwimmenden Hotel" verbrachten wir schon auf Fahrt. Die „Konstantin Simonow", von Boizenburger Schiffbauern gebaut, fährt seit 1984 im Dienst der Wolga-Reederei von Gorki. Wir wohnten während der Reise – die uns nahezu 2000 Kilometer stromab über Wolga und Don führte – in einer Zwei-Bett-Kabine des Oberdecks; diese ist gemütlich eingerichtet – mit Wandschrank, Regal, Klappschrank für die Schwimmwesten, Bordradio, Tagesliege und Klappbett. Die Grundausstattung aller Kabinen (Dusche und WC gehören dazu) ist übrigens gleich. Es gibt für die Passagiere 130 Zwei-Bett-Kabinen, zwei Appartements sowie Ein-Bett- und Vier-Bett-Kabinen. Letztere sind hauptsächlich für Familien mit Kindern bestimmt.

Eine reichliche Woche: Schiffsreise und Kurz-Urlaub auf dem Wasser, das scheinbar nicht enden will. Über den Wolgograder sowie über den Zimljansker Stausee geht es jeweils einen ganzen Tag. Nachtfahrten „reduzieren" die riesigen Strecken. Fünfmal gibt's unterwegs Landgang: in Uljanowsk, bei Togliatti, auf der Mädcheninsel, in Wolgograd und schließlich an der Kosakeninsel, bereits unweit von Rostow/Don. Das macht die Reise wirklich sehr abwechslungsreich. Via Bordfunk wurden wir über die bevorstehenden Fahrtetappen, markante Punkte am Ufer und interessante Schiffsbegegnungen informiert. Denn der Wolga-Don-Schiffahrtsweg, der fünf Meere verbindet, trägt als wichtigste „blaue Straße" der UdSSR mehr als die Hälfte des sowjetischen Binnen-Wassertransports...

Wird uns aber jemand fragen, welches die bewegendsten Stunden während der ganzen Reise gewesen sind, dann gibt es darauf nur eine Antwort: Wolgograd... Unmittelbar hinter der Stadt, die sich volle siebzig Kilometer am Ufer entlangzieht, beginnt die Überfahrt zum Don. Das war ein Erlebnis besonderer Art: Hinweg über dreizehn Schleusen des Wolga-Don-Kanals „stiegen" wir mit unserem Schiff zunächst 88 Meter zur Wolga-Don-Wasserscheide hinauf und danach 44 Meter zum Don hinab. Das geschah zwischen spätem Abend und frühem Morgen, und viele an Bord, die das erleben wollten, gönnten sich in dieser Nacht nur wenig Schlaf – auch wir. Bei der Fahrt über den Zimljansker Stausee nahte schon das Ende der Reise. Es kam, auch für uns, viel zu schnell...

Hella Kürschner, Halle



Wolga-Route

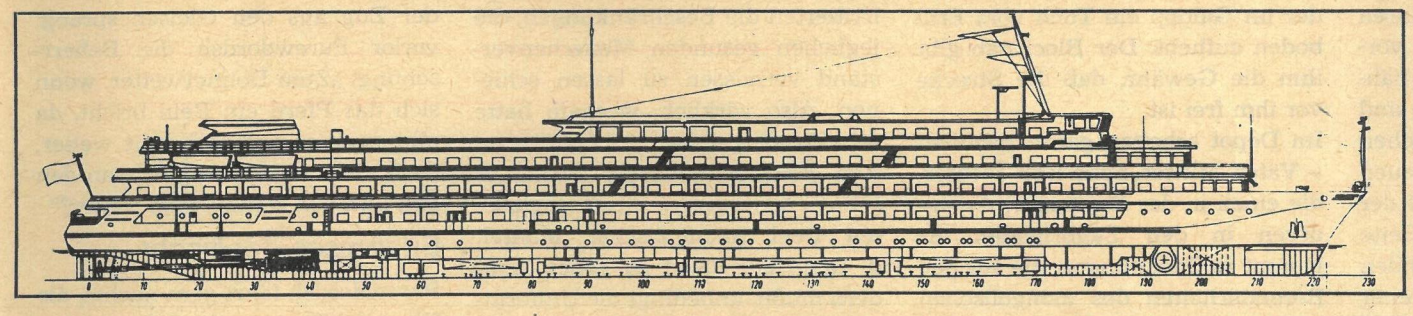
Dnjepr-Route

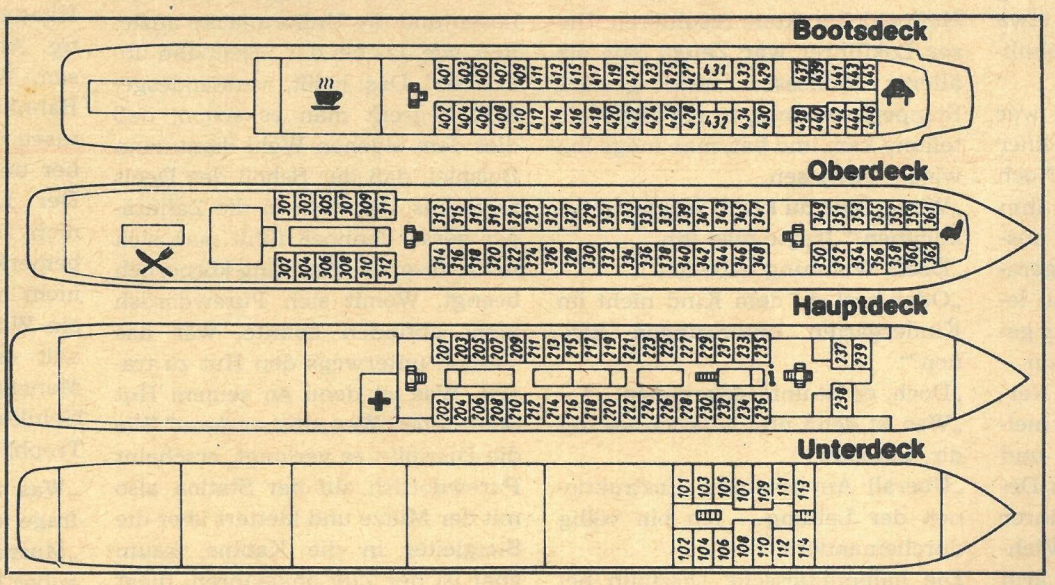
Reise-Logbuch der Dneprreise

1. Tag: Flug nach Kiew; Abendessen an Bord.
2. Tag: Stadtrundfahrt durch Kiew. Dabei werden u. a. die architektonisch eindrucksvolle Sophien-Kathedrale, das berühmte Höhlenkloster, das Goldene Tor aus dem 11. Jahrhundert und der Wladimir-Hügel besucht.
3. Tag: Exkursion zur Republiks-Ausstellung, der ständigen Leistungsschau der Ukrainischen SSR. Abends: Abreise des Schiffes.
4. Tag: Ankunft, morgens, in Kanew. Einstmals als vorgeschobene, stark bewehrte Festung der Kiewer Rus bekannt, ist die Stadt heutzutage vor allem wegen des Memorials für Taras Schewtschenko vielbesucht. Mittags: Weiterfahrt nach Tscherkassy (Stadtbesichtigung).
5. Tag: Ankunft, morgens, an der „Grünen Insel"; der ganztägige Insel-Aufenthalt bietet Gelegenheit zur Erholung, Spiel und Sport an Land.
6. Tag: Abfahrt, nachts, nach Saporoshje; Vergnügen unterwegs: Bord-Veranstaltungen. Ankunft abends, nachdem die einst gefürchteten Dnepr-Stromschnellen passiert wurden, deren Klippen tief im neuen Stausee verschwanden.
7. Tag: Stadtrundfahrt durch Saporoshje (Autowerke). Besichtigung des Dnepr-Wasserkraftwerks. Abends: Weiterfahrt.
8. Tag: Ankunft, morgens, in Nowaja Kachowka (zuvor 4. Dammschleusen-Passage). Busfahrt nach Kachowka; Besichtigung u. a. des Monuments „Legendäre Tatschanka (Maschinengewehrwagen)". Weiterfahrt mittags, zum nahen Cherson; unterwegs: „Neptunfest", danach Rundfahrt durch die Hafen- und Schiffbauerstadt. Abends: Abschiedsessen, Abfahrt.
9. Tag: Ankunft, morgens, in Odessa; Stadtrundfahrt mit Besuch der „Potjomkin"-Treppe; bei gutem Wetter Fahrt zum Badestrand.
10. Tag: Frühstück an Bord; Rückflug. *Boris Pankow*

SCHIFFE: Im Time-Charter für das DDR-Reisebüro fahren die Fluß-Fahrgastschiffe „Gluschkow", „Watschenko" (Dnepr) sowie „Simonow", „Soboljew" (Wolga); alle vier sind in den Jahren 1983 bis 1985 von Boizenburger Schiffbauern an der Elbe gebaut worden; Länge: 129 m, Geschwindigkeit: bis 25,5 km/h. Diese Schiffe nehmen jeweils 300 Passagiere an Bord. Überdies verkehren auf der Wolga die beiden kleineren Ferien-Liner „Puschkin" und

Seitenansicht und Kabinenplan (Passagiere) der Boizenburger Binnen-Fahrgastschiffe, zum Beispiel auch der „Konstantin Simonow".



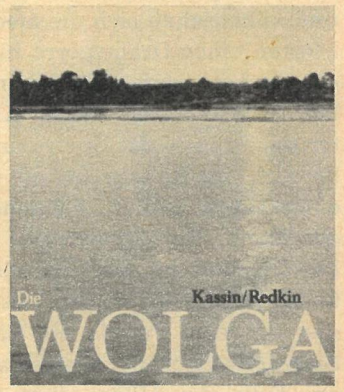


Touren-Details

BUCHEN: Gleich nach Erscheinen der Reisebüro-Offerte „Sommer-Saison '89 – voraussichtlich im September/Oktober – ist es möglich, für Ihre Fluß-Wunschreise die Computer-Vormerkkarte abzugeben. Das gilt zwar für jegliche Reise; doch insbesondere bei Dnepr- oder Wolgaschiffsreisen, die sehr begehrt sind, ist rascher Entschluß anzuraten. Denn: Die Nachfrage überwiegt nach wir vor das Angebot.
REISEZEIT: Die „schwimmenden Hotels" der Wolga nehmen DDR-Touristen im Mai und Juni sowie im September an Bord; auf dem Dnepr fahren sie für Reisebüro-Urlauber vom Mai bis zum Oktober. Auf beiden Strömen wird stromab wie stromauf gefahren.
PREISE: Je nach Kabinenkategorie, von der II. Klasse bis zur Kabine de luxe, ab 1900,– Mark (Dnepr) beziehungsweise ab 2200,– Mark (Wolga). Die Menüverpflegung an Bord ist für alle Passagiere gleich; es wird jeweils in zwei Durchgängen „aufgebackt".
FLIEGEN: Die Ausgangshäfen Kiew oder Odessa, Kasan oder Rostow/Don werden, mit Chartermaschinen von Aeroflot beziehungsweise INTERFLUG, per Direktflug erreicht (auf gleiche Weise erfolgt der Rückflug). Wegen starker Frequentierung der „Luftstraßen" – in beiden Richtungen – sind Nachtflüge nicht auszuschließen.
„Gorki"; Länge: 110 m, Geschwindigkeit: bis 22 km/h. Auf ihnen finden jeweils 198 Touristen Platz.
BORDKOMFORT: Die Kabinen aller eingesetzten Schiffe sind zweckmäßig bequem ausgestattet. Sämtliche Räume an Bord sind vollklimatisiert (Stromaggregate und Kimaanlage verursachen indes eine gewisse Geräuschbelästigung). Es gibt für die Fahrgäste, außer dem gemeinsamen Speisesalon, u. a. Bar, Leseraum, Bibliothek, Musiksalon, Sonnendeck, auf den größeren Schiffen überdies Kinoraum, Friseur sowie einen Souvenirkiosk. An Bord jedes Schiffes befindet sich ein Schiffsarzt. Gute Reise – und: „Immer eine Handbreit Wasser unterm Kiel."

Lese-Tips

Wem's beliebt, der kann – sogar schon lange vor der Reise – über die blauen (Urlaubs-)Routen von Dnepr und Wolga „schippern". Mit dem Buch in der Hand. Die Bibliothekare der Betriebs-, Orts- oder Stadtbibliotheken halten dafür in ihren Regalen allerlei schöne, lesens- und betrachtenswerte Bücher bereit. Zum Beispiel – *für die Dnepr-Tour:*



Lewizki: „Kiew"; Raduga-Verlag, Moskau, 1985; Text/Bild-Stadtführer, 160 Seiten. **Stein:** „Ich trank aus der Ukraine Brunnen"; Verlag der Nation, Berlin, 1983; Text/Bild-Reisebuch, 350 Seiten (die Anfangskapitel schildern Erlebnisse und Entdeckungen in Kiew). **H. Krumbholz:** „Moldawien und Ukraine"; F. A. Brockhaus Verlag Leipzig, 1977; Text/Bild-Reisebuch, 380 Seiten (mit Reportagen u. a. über Kiew). **Konewa:** „Odessa"; Raduga-Verlag, Moskau, 1984; Text/Bild-Stadtführer, 192 Seiten.
– *für die Wolga-Tour:*
Mindubajew: „Uljanowsk"; Verlag Progreß, Moskau, 1981; Text/Bild-Stadtführer, 75 Seiten. **Kassin, Redkin:** „Die Wolga"; F. A. Brockhaus Verlag Leipzig, 1983; Farb-Bildband, mit einem Einführungstext von Hans **Frosch,** 160 Seiten (eine Text/Foto-Reise von der Quelle bis zur Mündung der Wolga). **Morosowa, Monachowa:** „Wolgograd"; Verlag Progreß, Moskau, 1979; Text/Bild-Stadtführer, 160 Seiten. – Wir haben in den Büchern geblättert, darin gelesen – und empfehlen sie Ihnen zur Einstimmung auf die Reise. Doch versäumen Sie auch nicht, gelegentlich mal in Ihrem Buchladen nachzufragen, ob zur Route Ihrer Wahl vielleicht noch etwas Neues erschienen beziehungsweise von den genannten Büchern dieses oder jenes wiederaufgelegt worden ist.

Heiner Heinze

Fotos: H.-P. Gaul (2), S. Lippmann; S. Schade; Repros (3); Redaktion: Volker Hempel

Jagdtrophäen vom Schienenstrang

Mehrere Jahre arbeitete Leonid Schinkarjow als „Iswestija"-Korrespondent in der Mongolischen Volksrepublik. Mit einer nomadisierenden Viehzüchterfamilie zieht er durch die Wüste, fährt auf einer Lokomotive durch das Land. Als die Nachricht vom Start des ersten mongolischen Kosmonauten durch den Äther geht, ist Schinkarjow Gast in der Jurte der stolzen Eltern. Aus den Begegnungen mit Mongolen und seinen Reisen in ihrem Land entstand sein Buch „Abschied von der Jurte", das im VEB F. A. Brockhaus Verlag Leipzig erscheint.

Mein Lokführer wird auf seinem Sitz hin und her geschaukelt, er reckt den Kopf zum Fenster hinaus. Die Hände hält er an der Kontrolltaste und am Bremshebel. Wenn unser Güterzug sich in Kurven windet, sieht der Lokführer, wenn er sich umdreht, die Flachwagen mit Holz und die offenen Loren mit Kohle. Der Zug fährt durch das Tal der Charaa, eines rechten Nebenflusses des Orchon, und macht die sanften Windungen des Flüßchens mit, das im Osten und Westen von einer Kette schneefreier Berge abgeschirmt wird. Rechts und links ziehen sich die niedrigen Pfosten einer Drahtsperre hin, die die Herden von der Eisenbahn fernhält. Alle zwanzig, dreißig Kilometer taucht über der Sperre ein Reiter oder eine Reiterin auf mit einem eingerollten gelben Fähnchen in der Hand. Sie thronen auf ihren Pferden und schauen auf die vorüberhuschenden Wagen, als nähmen sie eine Parade ab. Es sind Streckenwärter; ihre Jurten stehen am Fuße der Hügel, ihre neuen Siedlungen sieht man bald auf der einen, bald auf der anderen Seite vorüberfliegen. Die hier lebenden Streckenwärter und Gleisarbeiter sorgen für die Sicherheit der etwa 1500 Kilometer langen Eisenbahnlinie.

Dem Lokführer Purewdordsh war es nicht sehr recht, daß in seiner Kabine ein Fremder saß. Noch dazu einer, den die Obrigkeit ihm aufgedrängt hatte. Wie bist du ausgerechnet in meine Schicht geraten? stand in seinen Augen zu lesen. Hast du noch nie einen Zug gesehen? Ich konnte nur eines tun – ihm nicht mit Fragen auf die Nerven gehen; ich gab mich mit meinen eigenen Beobachtungen und mit dem zufrieden, was ich im Depot gehört hatte. Der Lokführer entstammte der Familie eines Viehtreibers aus Archangai, der so arm war, daß er nicht einmal ein Pferd besaß. Fremde Pferde reitend, hütete er fremde Herden. Der arme Schlucker kam bis nach Ulan-Bator, stellte dort seine Jurte auf und verdingte sich als Kutscher bei der Mongolischen Staatlichen Universität. Hier gab man ihm Pferd und Wagen, und dieser Karren mit seinen Holzrädern rumpelte über die sandigen Plätze der Stadt. Von Kindesbeinen an ist Purewdordsh auf Kästen, Fässern, Säcken durchgerüttelt worden. An Ausweichstellen bremsend, gibt Purewdordsh den Blockstab ab, reckt den rechten Arm zum Fenster hinaus, biegt die Hand nach vorn und streift während der Fahrt den Ring des in Kabinenhöhe steckenden neuen Stabes über die Hand. Er tut dies mit der Kunstfertigkeit eines Reiters, der im Galopp ein Tuch vom Erdboden aufhebt. Der Blockstab gibt ihm die Gewähr, daß die Strecke vor ihm frei ist.

Im Depot arbeiten ganze Familien – Vater, Mutter, Sohn und Tochter, die einen in der Reparatur, die anderen in den Zugbrigaden. Es kommt zu Spannungen, die aus den Besonderheiten des mongolischen Nationalcharakters resultieren. Unser Lokführer war Zeuge, wie ein älterer Schlosser, noch gestern Steppenbewohner, in die Kaderabteilung kam und bat, man möge ihn wieder entlassen.

„Wieso, hast du keine Wohnung bekommen?" fragte man ihn.

„Doch, Wohnung habe ich..."

„Oder hast du dein Kind nicht im Kindergarten unterbringen können?"

„Doch, es ist untergekommen..."

„Was ist denn nun wirklich los mit dir, Chaidaw?"

„Überall Anweisungen, Instruktionen der Leitung... Ich bin völlig durcheinander!"

Die halbmilitärische Disziplin bei der Eisenbahn kann nicht jeder, der aus der Steppe kommt, verkraften. Man muß sich einmal vorstellen, wie dieser Schlosser früher gearbeitet hat. Er hütete eine Schafherde. Wenn er Lust hatte, konnte er die Schafe seiner Frau überlassen, munter seinem Pferd die Sporen geben und zu Freunden reiten, um Neuigkeiten auszutauschen. Er war sein eigener Herr, er mußte nie schnell irgendwohin. Er wäre verwundert gewesen, hätte ihm jemand Vorhaltungen gemacht. Im Depot aber? Da hat er dies nicht richtig gemacht, sich verspätet, nichts hinzugelernt, dieses vergessen, jenes nicht ausgeführt... Nun hatte er es satt! Um so mehr, als die Steppe ihn ja mit offenen Armen wieder aufnehmen würde.

Auch den Lokführer Purewdordsh irritierten die Beschränkungen, die jeglichen gesunden Menschenverstand vermissen zu lassen schienen. Also wirklich, weshalb hatte sein Vorgänger, der alte Lokführer, zum Beispiel nicht das Recht, in seinem gewohnten, straff gegürteten Deel (mongolischer Mantel, d. Red.) auf Fahrt zu gehen, sondern mußte unbedingt die Uniformhosen und die Uniformjacke anziehen, wie das bei der Eisenbahn üblich ist? Das heißt, verstandesgemäß begreift man es schon, daß dies dem eigenen Wohl dient, zum Beispiel, daß der Schoß des Deels nicht aus Versehen in die Zahnräder gerät, dennoch fühlt man sich in der fremden Kleidung körperlich beengt. Womit sich Purewdordsh nicht abfinden konnte, war das Verbot, unterwegs den Hut zu tragen. Was ist denn an seinem Hut Schlechtes? Wen stört er denn? Wie die Disziplin es verlangt, erscheint Purewdordsh auf der Station also mit der Mütze und klettert über die Steigleiter in die Kabine, kaum aber ist der Zug abgefahren, fliegt die Mütze in die Ecke, und auf dem Kopf thront wieder sein alter Filzhut. Davon hat man mir schon im Depot erzählt. Jetzt grübelt er verzweifelt darüber nach, was wohl von mir zu halten sei, und fühlt sich in seiner Uniformmütze unbehaglich, obwohl sie jetzt sehr gut zu seinem strengen Gesicht paßt.

Die Lokomotive hatte es Purewdordsh sofort angetan. Schon auf der Fachschule konnte er mit geschlossenen Augen alle Hebel finden und bedienen. Als er dann Führer einer Dampflok geworden war, Chef in dieser nach Dieselöl riechenden, donnernden, schaukelnden, engen kleinen Kabinenwelt, brachte er alles auf Hochglanz, damit die alte Lokomotive wie eine neue aussah. Als allerdings einmal bei starkem Regen der Zug aus den Gleisen sprang, verlor Purewdordsh die Beherrschung: „Zum Donnerwetter, wenn sich das Pferd ein Bein bricht, da gibt man es auf und geht weiter, doch einen Zug, wie gibt man den auf, und wie kommt man weiter?"

Erlebnisse der Nacht

Purewdordsh fährt gern nachts, die Hitze bei Tage macht ihn ganz fertig. Außerdem laufen nachts Hasen, Wölfe und Hirsche auf den Bahnkörper. Vom Licht geblendet, rasen sie zwischen den Gleisen umher und geraten unter die Räder. Der Lokführer bringt den Zug nicht zum Stehen, wenn er ein Tier bemerkt, häufig würde er das gar nicht mehr schaffen. Ist ihm aber ein Wild unter die Räder geraten, hält er und holt sich das Fell. Manchmal kehren Lokführer und Gehilfe von einer Fahrt mit vielen Trophäen heim.

„Was ist denn das so für Wild?" frage ich Purewdordsh.

„Murmeltier, Fuchs, Dachs – alles, außer Fischen."

„Tut es Ihnen nicht leid, wenn...?"

„Es sind doch keine Kamele!"

Kamele steigen ebenfalls auf den Bahndamm hinauf. Hier ist es luftiger als in den Senken, es gibt hier weniger Ungeziefer aller Art. Wenn die Kamele den Zug kommen sehen, beeilen sie sich nicht etwa, ihm Platz zu machen, und sie scheren sich auch nicht um die lauten Pfiffe der Lok. Dann bringen der Lokführer und sein Gehilfe den Zug zum Stehen, schreien zum Fenster hinaus oder steigen auf die Gleise hinunter und schwenken die Arme: „Cha! Chutsch!" („Los! Fort!") Doch Kamele sind störrisch. Purewdordsh treibt die Tiere dann weiter, immer weiter, bis sie den Bahndamm verlassen.

Der Großvater unseres Lokführers gehörte zu den Albata-Araten, no-

Die Eisenbahn verbindet die Nord- und Südgrenze des Landes.

madisierenden kleinen Viehzüchtern, die größtenteils in der mongolischen Steppe lebten. Kleinen lokalen Fürsten und deren Höfen gehörig, ohne das Recht, den Herrn zu wechseln, hüteten sie die Herden des Fürsten, zahlten Tribut, dienten als Heizer und Wächter, bearbeiteten als Tagelöhner die Äcker der Reichen und leisteten mit eigenem Pferd und eigener Ausrüstung Kriegsdienste. Unter den Mandschu, die Nachrichten- und Verkehrswege anlegen ließen und alle dreißig, vierzig Kilometer an den Karawanenwegen Postpferdestationen unterhielten, hatten die Albata-Araten diese Urtunstationen zu bedienen. Sie mußten für durchreisende Beamte, Fürsten und höhere Lamas Jurten unterhalten, mußten Pferde für sie bereitstellen, Kutscher für sie beschaffen, sie unentgeltlich beköstigen und ihnen Nachtlager geben. Am Ende des neunzehnten Jahrhunderts gab es auf diesen Stationen 1645 Jurten, fast 250 000 Pferde und 50 000 Kamele; die Durchreisenden verzehrten pro Jahr 200 000 Schafe der Araten – über mangelnden Appetit konnten sie also nicht klagen.

Die Volksmacht verbot den Fürsten und der Geistlichkeit, Urtunpferde für Besuchsreisen oder zu anderen persönlichen Zwecken zu benutzen. Es vergingen aber noch viele Jahre, ehe der letzte Arate seine Jurte von dem Urtuntrakt wegholte und mit Sack und Pack in die Steppe zurückkehrte. Güter, Passagiere und Post wurden nun mit Autos befördert.

Die Idee, eine Eisenbahn durch die Mongolei zu bauen, tauchte bereits vor langer Zeit auf. Im Interesse der Kaufleute stellten Ingenieure das Projekt eines Schienenweges vor, der von der Station Myssowaja am Baikal über Troizkossawsk (Kjachta) nach Urga (Ulan-Bator) und an die Südgrenze des Landes führen sollte. Für Bau und Betrieb der Bahn sollte eine internationale Gesellschaft gegründet werden.

Der Bau der 54 Kilometer langen Schmalspurbahn von Ulan-Bator zur Grube Nalaicha im Jahre 1938 war zwar noch weit von den Zielen entfernt, wie sie der Kaufmannschaft vorgeschwebt hatten, er beschleunigte jedoch die Rekonstruktion des Bergwerks, die Erweiterung der Bergarbeitersiedlung und den Transport von Kohle für das hauptstädtische Wärmekraftwerk. Als dann ein Jahr später ein weiteres Gleis von der sowjetischen Station Solowjowsk zur Siedlung Bajantumen in Richtung Chalchyn Gol verlegt wurde, da sahen die Araten die vorüberhuschenden Radachsen schon als Element der künftigen Landschaft an.

Meine Erfahrungen mit Aktionären

Im September 1947 begann der Bau der Transmongolischen Eisenbahn, die das Land von seiner Nordgrenze bis hin zu seiner Südgrenze durchquert.

Die 1949 gegründete und auf mongolischem Territorium tätige Aktiengesellschaft „Ulan-Bator-Eisenbahn" nahm zu dem Zeitpunkt ihre Arbeit auf, als die Mongolische Volksrepublik und die Sowjetunion zu gleichen Teilen Guthaben in das Grundkapital einbrachten, das in Aktien aufgeteilt war. Die eine Hälfte der Aktien ist im Besitz der mongolischen, die andere im Besitz der sowjetischen Seite. Die Gesellschaft besitzt fünf Lokdepots, zwei Waggondepots, etwa 1500 Kilometer Schienenweg, Hunderte von Lokomotiven und Waggons, fast einhundert Eisenbahnsiedlungen mit Kindergärten, Läden, Krankenhäusern usw. Auch die Fernleitungen, die ich jetzt von der Kabine der Lok aus sehe, Signalanlagen, Zäune und Schranken sowie die Schrankenwärterhäuschen gehören der Aktiengesellschaft, in der Kabine der Diesellok vertreten durch den Lokführer und seinen Gehilfen. Ich war zwar das erstemal in Gesellschaft echter Aktionäre, doch einen Unterschied zu anderen Unternehmen bemerkte ich nicht. Der Bahnbetrieb unterliegt den Gesetzen der Mongolischen Volksrepublik und genießt die gleichen Rechte und Vorzüge wie andere mongolische staatliche Betriebe auch.

Und dennoch gibt es einen Unterschied. Die Bahn wird geleitet von der Hauptversammlung der Aktionäre, wobei eine Entscheidung nur dann als getroffen gilt, wenn sich beide Seiten einstimmig für sie aussprechen. Die laufenden Angelegenheiten entscheidet ein Leitungsgremium, in dem jeweils drei Vertreter der einen und der anderen Aktionärsgruppe arbeiten.

Auf den Leitungsposten sind paritätisch beide Seiten vertreten: Ist der Leiter vom Dienst ein Mongole, dann ist der Chefingenieur ein Sowjetbürger, und umgekehrt. Zur Aktiengesellschaft gehören 12 000 Arbeiter sowie ingenieurtechnisches Personal.

Der Gewinn der Aktiengesellschaft beträgt 80 Millionen Tugrik. Auf Beschluß der Aktionäre wird ein Teil des Gewinns für den weiteren Ausbau der Bahn, ein Teil für die Modernisierung der Technik und ein Teil für die Verbesserung der Arbeits- und Lebensbedingungen des Kollektivs verwendet, während die restliche Summe als Dividende an beide Seiten – zu gleichen Teilen – ausgezahlt wird.

Ich habe mongolische Eisenbahnschaffner beobachtet, als ich mit ihnen in Richtung Moskau und in Richtung Peking fuhr, habe mit mongolischen Kellnerinnen in den Speisewagen gesprochen, mich mit Bahnhofsvorstehern, Abschmierern, Streckenläufern, Wagenwäschern und Arbeitern auf Containerplätzen unterhalten. Die mongolischen Eisenbahner lesen ihre Fachliteratur und streben nach einem höheren Abschluß. Sie schreiben Rapporte über festgestellte Mängel und kritisieren ganz offen die Leitung.

Ich würde allerdings die Unwahrheit sagen, wenn ich behaupte, daß überall gleichermaßen Ordnung und Disziplin herrschen. Der mongolische Wagenschaffner räumt das Abteil auf, saugt Staub im Waggon und bietet heißen Tee an. Steigt jedoch auf der nächsten Station ein Bekannter von ihm ein und breitet auf einer Zeitung sein gebratenes Hammelfleisch aus, dann macht der Schaffner gleichsam eine Wandlung durch. Glanz kommt in seine Augen, für alle hat er ein Lächeln; dann setzt er sich mit dem Gast für ein, zwei Stündchen in ein Abteil – die Türen müssen an den Haltestellen nicht unbedingt von ihm geöffnet werden. Ja, er lädt sogar noch Fahrgäste hinzu, schneidet ihnen wie lieben Gästen ein besonders gutes Stück Hammelfleisch ab, und schon sitzt man nicht mehr einfach in einem Zug, sondern in einer nach Hammelfleisch und Kumys duftenden eisernen Jurte.

Denkt man jedoch an jene mongolischen Reisenden, die auf der Station ihr Pferd oder Kamel ihren Begleitern überlassen und mit Koffer, Bündeln und Säcken in den Waggon einsteigen – ihnen hat die Eisenbahn größere Bequemlichkeiten und die Möglichkeit schnelleren Reisens gebracht, wodurch sich ihre Vorstellung von Zeit und Raum erweitert hat. So wie im Norden der Sowjetunion die Verkehrswege Standorte für neue Produktionsstätten stimulieren, können auch in der mongolischen Steppe dort, wo die Eisenbahn gebaut worden ist, die natürlichen Ressourcen auf bevorzugte Beachtung derjenigen zählen, die die Standortverteilung der Produktionsstätten zu planen haben.

„Wann sind wir denn in Ulan-Bator?" frage ich den Lokführer.

„Zwölf Uhr zehn."

„Kommen wir planmäßig an?"

„Ja."

„Hat es je Verspätungen gegeben?"

„Nein."

Mein Lokführer ist der ideale Gesprächspartner für einen Journalisten. Man kann ihn ansehen, man kann schreiben, woran er denkt in diesen Minuten, wenn er ohne Furcht und Tadel seinen Zug durch die Steppe fährt. Niemals wird er darauf pochen, daß er dies doch gar nicht gedacht hat. Der Schweiger läßt einem völlig freie Hand: Er hat das und das zwar nicht gesagt, könnte es aber so gesagt oder so gedacht haben, wie ich es für die Beschreibung brauche. Mein Lokführer schaut nur geradeaus, und müßig ist es, sich vorzustellen, was für Gedanken ihm jetzt wohl durch den Kopf gehen mögen. Ich weiß das nicht, werde es auch niemals erfahren.

Aus dem Russischen übersetzt von Wolfgang Gruhn

Im nächsten Heft:
Warme Socken für den Kosmos

Foto: Archiv

Liebe Mutter Jewdokija Fjodorowna Kurdjukowa. Ich beeile mich, Euch zu schreiben, daß ich mich in der roten Reiterarmee des Genossen Budjonny befinde. Auch Euer Gevatter Nikon Wassiljitsch befindet sich hier, er ist anjetzten ein roter Held. Zu sich hat er mich genommen in die Expedition der Politischen Abteilung, von wo wir Literatur und Zeitungen an die Front befördern: die ‚Moskauer Iswestija' des ZEK, die ‚Moskauer Prawda' und die stachlichte Zeitung ‚Der Rote Kavallerist', welche uns am liebwertesten ist und die ein jeder Kämpfer in der vordersten Linie zu lesen begehrt; hernach schlägt er mit heldenhaftem Geist die freche Schlachta, und mir geht es bei Nikon Wassiljitsch vortrefflich.

Liebe Mutter Jewdokija Fjodorowna, schickt mir, was Ihr nur könnt. Ich bitt Euch, das scheckige Schwein abzustechen und mir ein Paket an die Politische Abteilung des Genossen Budjonny fertigzumachen, für Wassili Kurdjukow. Täglich lege ich mich ohne Essen nieder und ohne Kleidung, so daß ich mächtig friere.

Schreibt mir einen Brief betreffs meines Stjopa, ob er lebt oder nicht. Ich bitt Euch, auf ihn aufzupassen, und schreibt mir betreffs seiner, ob er sich noch die Beine mit dem Hufeisen aufhaut oder ob er das nicht mehr tut, und auch wegen der Räude an den Vorderbeinen, und ob man ihn schon beschlagen hat oder nicht. Ich bitt Euch, liebe Mutter Jewdokija Fjodorowna, wascht ihm ja seine Vorderbeine mit der Seife, die ich hinter dem Heiligenbild zurückgelassen habe, und wenn Väterchen die Seife aufgebraucht hat, kauft welche in Krasnodar, und Gott wird immer mit Euch sein. Ich kann Euch auch schreiben, daß hier eine ganz arme Gegend ist. Die Bauern verstecken sich mit ihren Pferden vor unsern roten Adlern in den Wäldern. Weizen gibt's hier nur wenig, und er ist furchtbar klein, wir lachen darüber. Die Bauern säen Roggen und auch Hafer. Der Hopfen wächst hier an Stangen, was sehr ordentlich aussieht; Schnaps wird daraus gebraut.

In den nächsten Zeilen meines Briefes beeile ich mich, Euch betreffs Väterchens zu schreiben, daß er vor einem Jahr meinen Bruder Fjodor Timofejitsch Kurdjukow umgebracht hat. Unsre rote Brigade unter Genossen Pawlitschenko führte die Offensive gegen Rostow, als in unsern Reihen eine Verräterei begangen wurde.

Zu jener Zeit war Väterchen bei Denikin Kompanieführer. Leute, die ihn gesehen haben, erzählen, er habe seine Orden getragen wie unterm alten Regime. Infolge jener Verräterei hat man uns alle gefangengenommen, und Väterchen wurde des Bruders Fjodor Timofejitsch ansichtig, er säbelte auf ihn los und schrie dabei: ‚Aas, roter Hund, Mistvieh' und noch andres – und hieb auf ihn ein, bis es dunkel wurde und der Bruder Fjodor Timofejitsch tot war. Ich habe Euch damals einen Brief geschrieben, daß Euer Fedja ohne Kreuz begraben liegt. Aber Väterchen hat mich mit dem Brief ertappt und gesagt: ‚Ihr Kinder eurer Mutter, nach der Mutter seid ihr geraten, eine Hurenbrut seid ihr. Ich habe eure Mutter geschwängert und werde sie wieder schwängern; mein Leben ist eh verpfuscht, und um der Wahrheit willen werde ich meinen eignen Samen ausrotten' – und andres noch hat er gesagt. Ich habe das mir zugefügte Leid ertragen wie unser Erlöser Jesus Christus. Aber alsbald bin ich dem Väterchen davongelaufen und habe mich zurück zur Truppe des Genossen Pawlitschenko durchgeschlagen. Und unsre Brigade hat den Befehl bekommen, in die Stadt Woronesh zu gehen und sich dort zu komplettieren. Wir kriegten dort Pferde, Brotbeutel, Pistolen und alles, was uns zustand. Betreffs Woroneshs kann ich Euch schreiben, liebe Mutter Jewdokija Fjodorowna, daß es ein tadelloses Städtchen ist, wohl größer als Krasnodar; die Menschen dort sind sehr schön, und ein Flüßchen gibt's dort, gar gut zum Baden. Wir kriegten täglich zwei Pfund Brot, ein halbes Pfund Fleisch und ordentlich Zucker zugeteilt, so daß wir beim Aufstehn in der Früh und ebenso auch am Abend süßen Tee getrunken und den Hunger vergessen haben. Mittags bin ich zu Bruder Semjon Timofejitsch gegangen, um mich bei ihm an Gans und Plinsen satt zu essen; hernach legte ich mich aufs Ohr. Dazumal hat das ganze Regiment Semjon Timofejitsch wegen seiner Tollkühnheit zum Kommandeur haben wollen, auch vom Genossen Budjonny kam ein solcher Befehl, und Semjon Timofejitsch kriegte zwei Pferde, gute Kleidung, einen Wagen für Sack und Pack und den Rotbannerorden, und ich, als sein Bruder, durfte bei ihm bleiben. Wenn Euch anjetzten ein Nachbar was zuleid täte, könnte ihn Semjon Timofejitsch ohne weiteres hinmachen. Alsdann setzten wir uns dem General Denikin auf die Spur und haben Tausende von den Seinen umgebracht und ins Schwarze Meer gejagt, aber von Väterchen war nirgends was zu sehen. Semjon Timofejitsch hat alle Stellungen nach ihm durchstöbert; denn er trauerte sehr um den Bruder Fedja.

Aus: Isaak Babel, Die Reiterarmee.
Deutsch von Dmitri Umanski

Bilder zu Literatur sind nicht immer für Bücher gemacht. Dichters Werk ist nicht nur Vorlage für Illustration, die Kapitel für Kapitel, Strophe für Strophe dem Text folgt. Es kann dem bildenden Künstler Anstoß sein zu eigener Auseinandersetzung mit der Welt und mit sich selbst. Literatur der Sowjetunion hat Künstlern unseres Landes immer wieder Reibungsflächen geboten. Von den vierziger Jahren bis heute reißt die Kette der Bilder zu den Klassikern und zu den Jungen sowjetischer Literatur nicht ab. Es begegnen sich zwei Künste, die mit ihren Mitteln Eigenes zu sagen haben. Wo sich ihre besten Vertreter treffen, sind gültige Bilder entstanden, die auch den Betrachter zum Dialog mit Kunst und Literatur herausfordern können. Grafik, die solches vermag, und Texte, die sie anregten, sind in unserer Serie vereint.

Reibungsflächen

Isaak Babel – Ronald Paris

Ronald Paris

geboren 1933 in Sondershausen, lebt in Rangsdorf

Zu „Die Reiterarmee. Berestetschko" Requiem für Isaak Babel I. Zinkographie, 1983

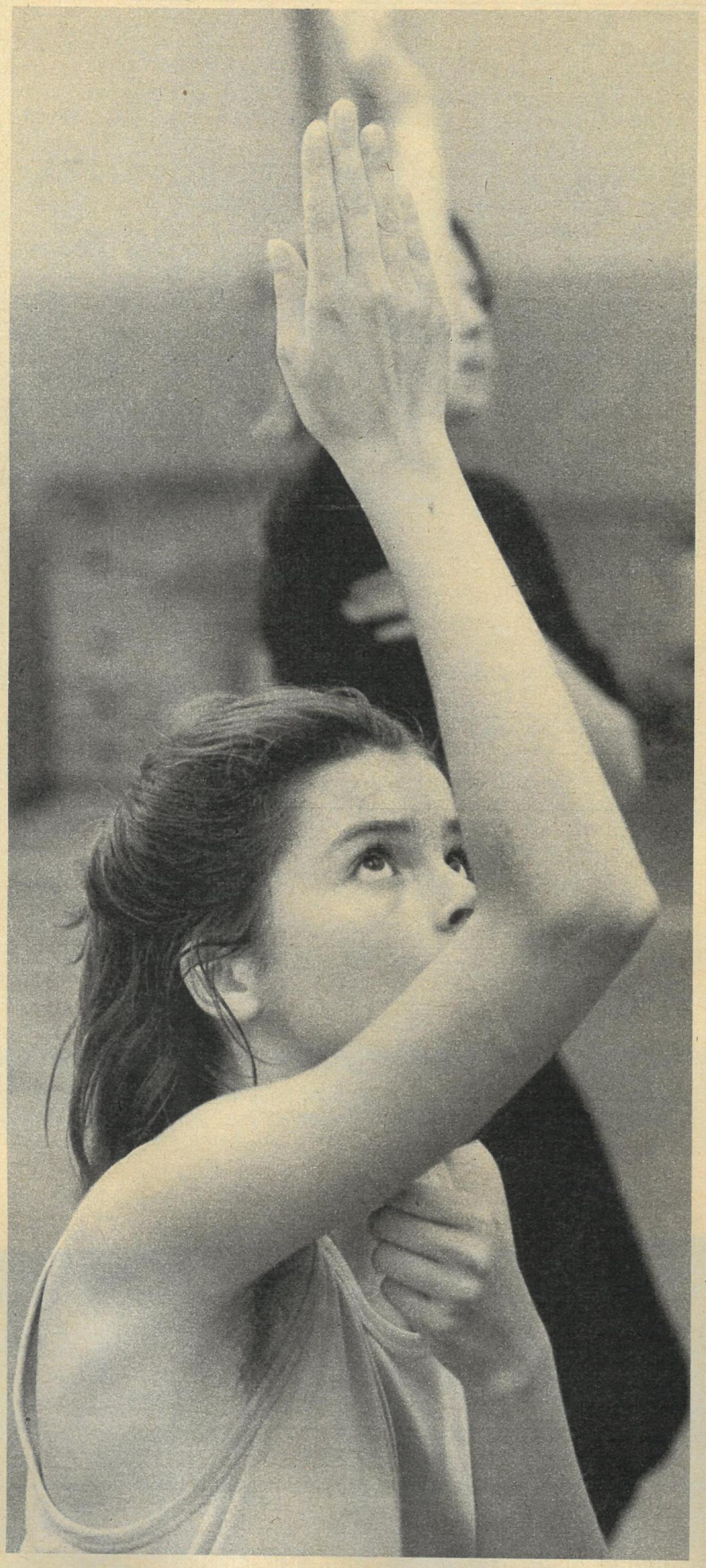
Reproduktion: Berliner Verlag

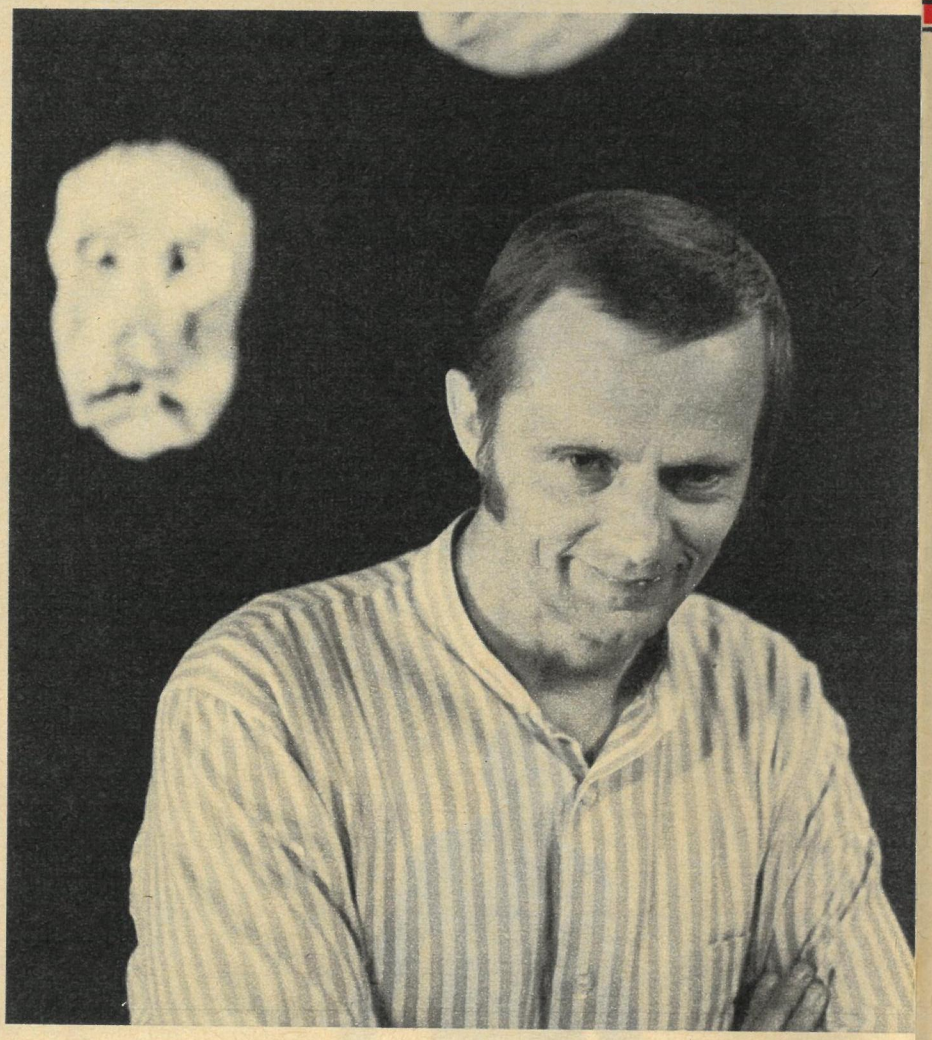
Peter Meißner

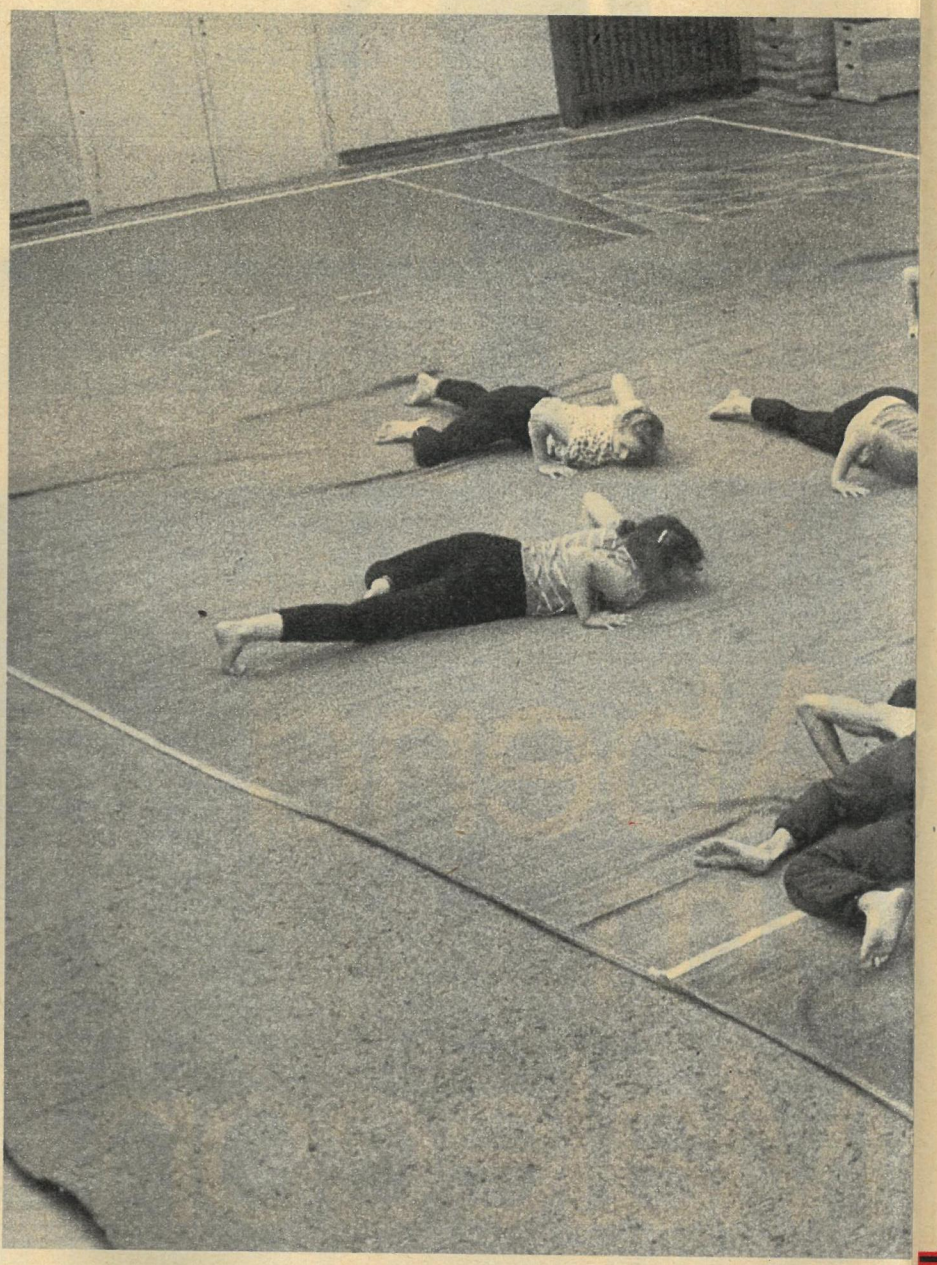
Da hast du von ihm gehört, gelesen, doch dann stehst du eines Tages leibhaftig auf dem Malecón, Havannas berühmter Uferstraße, und bist vor Bewunderung sprachlos. Ungewohnter Kontrast: Statt sanften Eintauchens des Strandes ins Meer hinter dir steinerne Häuserschluchten der Großstadt, tosender Lärm des Verkehrsstroms auf vierspurigem Betonband des Malecón und vor dir die unendlich scheinende Weite von blaugrünem Atlantik mit lautlos gleitenden Schiffen am Horizont. Fünf Kilometer zieht sich die Promenade – deren breite Uferbrüstung in den Zeiten der Nordwinde Schutz gegen haushoch anstürmende Wellenberge bietet –, die jetzt des Abends Havannas beliebtester, begehrtester Platz ist, um sich bei erfrischender Brise von der Tagesglut zu erholen. Man sitzt auf der Malecón-Mauer, schaut und schweigt, manche schlafen hier. Liebesleute promenieren umschlungen. Freunde plaudern miteinander, Bekannte machen ein Schwätzchen. Alte, Junge, solche, die sich für ein

Abend am Malecón

paar Stunden aus dem Kreis ihrer großen Familien zurückziehen wollen, Ehepaare, die mit ihren Sprößlingen hier Sport treiben, Hobbyangler, die mit geschickt geworfenen Angelsehnen meterlange, buntschillernde Fische aus dem Meer holen, hübsche braune Kinder, die verbotenerweise auf herausragenden vorgelagerten spitzen Riffen balancieren. Der junge Mann, der ganz allein spaziert, auf seiner Gitarre ein dir unbekanntes Lied spielt und sich freut, wenn du ihm zuhörst... ein Abend am Malecón.







Die beredten Schweiger

„Man braucht dazu nur geistreichen Witz
und muß nur genau drauf hören,
was das Orchester da spielt,
und der Rest, der Rest, der Rest
läßt sich leicht zeigen durch die Gest'…“

Diese lakonische Kürze, diese rokokohafte Unbekümmertheit des Autors von „Le Pot Pourri“ 1732 über die Kunst der Pantomime mußte Mißtrauen wecken. Berechtigt?

Harald Seime (Foto), Gründer und Leiter des Pantomime-Theaters der Friedrich-Schiller-Universität Jena, lächelt, lädt uns mit hintersinnig-liebenswürdiger Gest' in die Turnhalle ein – zu einer offenen Probe, bei der jeder willkommen ist, der seine Liebe zur Pantomime entdeckt hat.

Ein Mann in Turnhemd und brauner Trainingshose, barfuß. Um ihn herum dreißig meist junge Leute – Student, Elektroniker, Fernmeldetechniker, Ärztin, Bibliothekar. Sie laufen. „Schneller!“ Sie springen. „Höher!“ Sie hüpfen. „Lockerer!“ Konditionstraining. Noch keine Kunst. „Schmerz!“ Den einen hat's am Knie erwischt, den anderen plagt eine Gallenkolik, dem links außen macht der Ischias zu schaffen, und ganz schlimm scheint jene Hübsche (Bild) dran, die von Seelenpein befallen… Körper erzählen Geschichten. Jeder seine eigene, unverwechselbare. Vorbei…

Hungrige Tiere kriechen lauernd über den Boden, ducken sich, schleichen, jagen einer Beute nach. Fangen. Kämpfen. Fressen… Im Spiel mit Körper und Phantasie entwickelt jeder der Pantomimen seine eigene Choreographie. Dreißig Schöpfungsakte. Keiner wie der andere. Alle interessant. – Eine Szene aus der Pantomime „Die Streckung“, mit der sie zu den 22. Arbeiterfestspielen in den Bezirk Frankfurt (Oder) fahren. Es geht um das Leben der Menschen miteinander, um die Auseinandersetzung mit der Feindseligkeit. Die Deutung der Bilder und Metaphern: Menschliche Beziehungen sind nur mit unendlichen Mühen, durch immerwährendes Strecken nach den Idealen des Humanismus erreichbar…

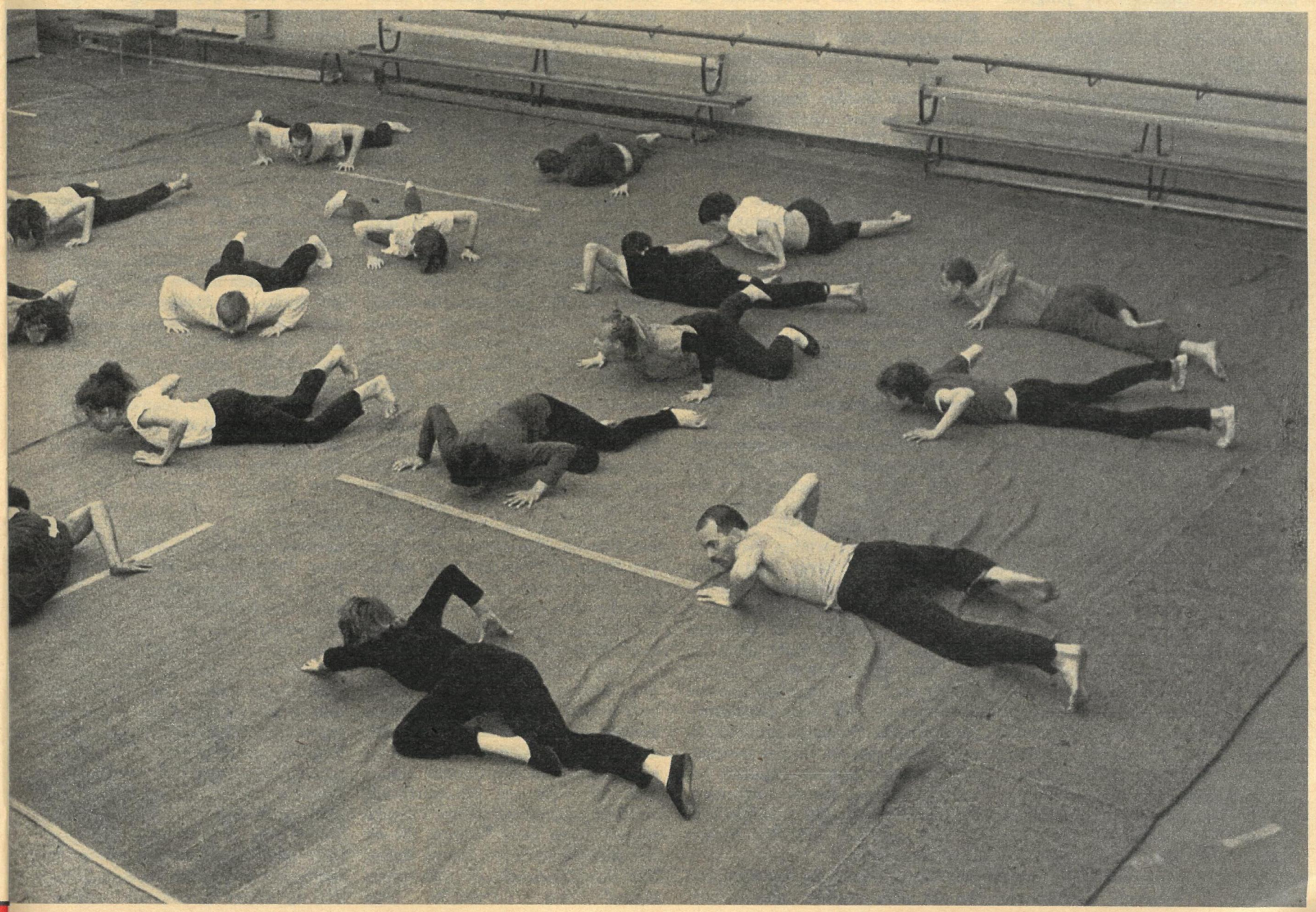
„Entspannen!“ Körper schweißüberströmt, Haare in wilden Strähnen. Psychisch und physisch erschöpft auch der Mann aus der Mitte. Dr. Andreas Ittner, Sportlehrer, Künstlerischer Leiter. „Er hat eine Ausstrahlungskraft, die an Suggestion grenzt. So prosaisch, so verklemmt kann kein Mensch sein, daß er hier nicht seinen vielleicht lange verschütteten Spieltrieb wiederentdeckt und ihm mit Freuden nachgibt“, so Hildegard Richter, Kinderärztin, Mitglied der Studiogruppe „Pantomimosen“, die sich nicht wie das Pantomime-Theater der Bewegungs-, sondern der Klassischen Pantomime, verbunden mit modernem Jazz, widmet.

Die Pantomime ist eine ehrwürdige Kunst. Schon in der Antike bediente man sich ihrer bei religiösen Zeremonien. Im cäsarischen Rom galten die „Pantomimos“ als die Aristokraten unter den darstellenden Künstlern, und unsere heutigen Schauspieler werden Clown, Narr, Pierrot der italienischen Commedia dell' arte als ihre Urahnen achten. Die Wurzeln der stummen Kunst aber liegen sehr viel tiefer. Dort, wo ein menschliches Wesen sich zum erstenmal einem anderen mitteilte – lange, bevor ihm die Sprache als Mittel der Kommunikation zur Verfügung stand.

Zur Sprache hat gute Pantomime bis auf den heutigen Tag ein gespanntes Verhältnis? Harald Seime: „Wir machen nicht Pantomime, weil wir das Wort weglassen wollen, sondern weil wir auf das Wort verzichten können. Wenn der Zuschauer sich wünscht: Jetzt sollten sie sprechen, dann haben wir die Ästhetik unseres Genres verletzt…“ Diese wahrhaft volkstümliche Kunst, dem Kinde ebenso zugänglich wie dem Erwachsenen, wird in Jena seit dreißig Jahren gepflegt. Den Anstoß, hier eine Pantomimengruppe zu gründen, gab sicher nicht die Silbermedaille, die Seime 1957 bei den Weltfestspielen in Moskau errang. („Ich war damals für einen fehlenden Mann in der chilenischen Gruppe eingesprungen!“) Vielmehr war es wohl das Echo auf ein faszinierendes Kunsterlebnis, das ihm das Wrocławer Pantomimentheater des großen Henryk Tomaszewski schenkte. –

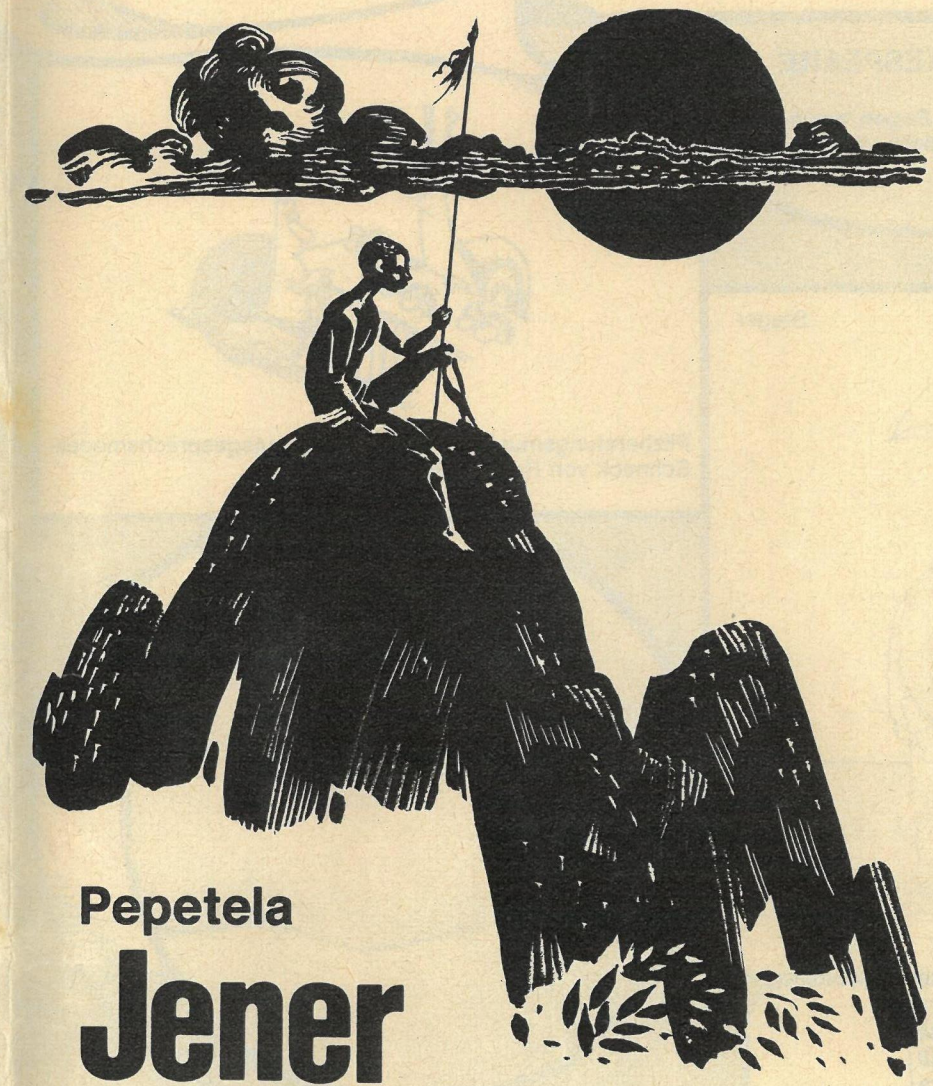
Heute ist das „Ausgezeichnete Volkskunstkollektiv der DDR“, reich mit Gold, Silber und Kunstpreisen geehrt, in vielen Ländern bekannt. Pfingsten erst sind sie von einer Tournee zurückgekehrt, die sie über Prag, Bratislava, Budapest nach Sofia führte, um dort am „Festival der studentischen Kunst“ anläßlich des 100. Geburtstages der Sofioter Universität teilzunehmen. Jetzt bereiten sie sich nicht nur auf die Arbeiterfestspiele vor. Sie sind auch Gastgeber ihres 6. Internationalen Sommerkurses für Bewegungstheater. Denn: „Wir sind offen für alles, was interessant ist. Die Ideen dürfen nur nicht größer sein als die Künstler.“

Karin Kopp (Text)
Detlev Steinberg (Fotos)



Dem angolanischen Autor Pepetela (geboren 1941 in Benguela) wurde dieses sein Pseudonym als Kämpfer der MPLA im Befreiungskrieg verliehen. Mehrere seiner Bücher sind bereits in der DDR verlegt. Demnächst erscheint der historische Roman „Schöpfungsregen der Yaka", dem wir mit freundlicher Genehmigung des Verlags Volk und Welt folgendes Kapitel entnahmen. Pepetela, selbst Nachfahre portugiesischer Einwanderer, schildert die Geschichte der sich weit verzweigenden weißen Siedlerfamilie Semedo – ein Jahrhundert lang verwoben mit dem Leben der Eingeborenen und den einschneidenden Ereignissen der Kolonialgeschichte.

Vilonda, auf dem blauen Felsen seines Landes sitzend, schaute hinunter auf den Cuporolo-Fluß.
Er wartete auf seine beiden Frauen, die aufs Feld gegangen waren. Fruchtbar war die Erde am Cuporolo. Von seinem Platz aus sah er die Fähnchen an den Spitzen des Maises den grünen Acker weiß anmalen. Und die Rinder? Der Fluß führte das ganze Jahr über Wasser, das Gras war stets grün und saftig, da standen die Rinder gut im Fleisch und gediehen prächtig. Er wandte den Kopf nach links und erblickte die Herde. Sein jüngster Sohn und der Neffe trieben die Kühe zum Pferch. Den Hügel hinauf schob sich die Herde. In ihrer Mitte erkannte Vilonda die *namulilo,* das heilige Rind und ehrwürdigste von allen, den Ochsen mit verödeten und den mit gewundenen Hörnern, die buntscheckige und die blinde Kuh, die Kälber. Insgesamt achtzig Tiere. Sie kamen ohne Eile herauf, die Bäuche vollgestopft, die Kühe mit prallem Euter, an ihrem Hals schellten die Glocken. Vereinzeltes Muhen klang wie Musik in seinen Ohren. Er sog seine Lungen voll Luft. Alles war, wie es sein mußte. Der Geruch, die Laute, das Licht. Fruchtbar diese Erde am Cuporolo.
Die *onganda** Vilondas lag schon außerhalb des Stammesgebiets der Cuvale. Seine und die Ngongas, der seinem Beispiel gefolgt war. Dies war das Land der Mundombe, das der Cuvale fing zwei Tage Fußmarsch weiter südlich an, in den Mundas do Hambo. Es war dreißig Jahre her, daß ihm seine Eltern gesagt hatten, du wirst dir Probleme an den Hals schaffen. Trotzdem ist er mit seiner Frau und den vier Kühen hierhergekommen. Sollten sie immer und ewig unter der Dürre leiden? Alle Jahre unterwegs, immer von neuem unterwegs, auf der Suche nach grünem Gras? Bibala, Capangombe, Camucuio, Caitou, all diese Orte hatte die Familie durchwandert, mal in der einen, mal in der anderen Richtung, auf stetigem Weidewechsel. Hier ein Haus, dort ein Haus, hier ein Pferch, da ein Pferch. Auch Krieg gab es und Diebstahl. Du hast die Tradition gebrochen, eines Tages wirst du dafür büßen. Die Tradition hab ich gebrochen? Ich bin in eine andere Gegend gezogen, ich hab aufgehört, Wasserlöcher in die ausgetrockneten Flußbetten zu graben und habe Wasser fürs ganze Jahr gesucht. Tradition? Auf trockenen Felsen leben und zusehen, wie die Rinder ausmergeln und sterben? Welche Tradition heißt die Menschen, Hungers zu sterben? Ich bete genau wie sie für die Vorfahren und schlachte die gleichen Ochsen, um ihr Andenken zu ehren, nur daß ich eben meinen Fuß auf Land gesetzt habe, das weiter nördlich gelegen ist. Ngonga hatte das verstanden, er war ihn besuchen gekommen, hatte die fetten Kühe gesehen und ließ sich zweihundert Meter von seiner *onganda* entfernt nieder. Viele Rinder hat Ngonga jetzt, und fett sind sie auch. Die Mundombe leben näher am Meer, auf der anderen Seite des Flusses. Manchmal kommen sie ihn besuchen, sie sehen in ihm keinen Eindringling. Auf dieser Seite des Flusses gibt es vier Stunden Fußmarsch weiter westlich lediglich noch das Zuckerrohr der Weißen. Die Weißen kommen nie hierher, manchmal geht Vilonda hinunter, nach Dombe Grande. Er nimmt ein Zicklein mit, das er verkauft, danach ersteht er dafür irgendeine Kleinigkeit, eine Decke, ein Beil oder eine Hacke. Aber das geschieht nur selten, er braucht fast nichts. Die Weißen fragen ihn wegen der Rinder, aber er verkauft kein Rind. Cuvale verkaufen keine Rinder, sie werden doch nicht Vater und Sohn verkaufen.
Seine *onganda* liegt ein Stück unterhalb des blauen Felsens, etwa dreihundert Meter vom Fluß entfernt. Geschützt durch die steilen Berghänge. Auf der Seite, wo er sich gerade befindet, fallen die Felsen senkrecht ab, auf der anderen Seite hat er eine halbkreisförmige Einfriedung errichtet. Schwerlich gelingt es einem Löwen, in die *onganda* einzudringen. Eher einem Leoparden, der ist gewandter, aber bisher hat es noch keiner geschafft. Er wußte stets die Geister der Vorfahren anzurufen, auch errät es die *namulilo* sofort, wenn Gefahr im Anzug ist. Es genügt, die Feuer zu schüren, und die wilden Tiere wagen sich nicht heran. Seine *onganda* liegt vereinzelter als die im Cuvale-Land, doch dafür in um so größerer Sicherheit. Für Ngongas *onganda* trifft das nicht ganz zu. Sie hat keine Felsen zu ihrem Schutz und ist so angelegt wie die in Camucuio, mit einer kreisförmigen Palisade. Zweimal sind die Löwen eingebrochen, und zusammen mit seinen Söhnen mußte er Ngonga helfen, sie zu vertreiben. Er war der erste, der sich hier niederließ, und hat sich den besten Platz ausgesucht.
Der blaue Felsen ist der Ort, auf dem er wacht und nachsinnt, er ist der Mittelpunkt seiner Welt. Er sitzt ganz oben auf der Spitze des Hügels und sieht von dort die grünen Bögen des Cuporolo, das Schilfrohr und die Fächerpalmen, die Maisfelder der Frauen und das schmale, grüne Geschlängel, das sich in den Bergen des Westens verliert. Hinter diesen Bergen spannt sich die weiße Linie des Meeres. Er war nie bis ans Meer gekommen, es sind zwei Tage Fußmarsch bis dorthin, und es gibt dort nichts, was für ihn interessant wäre. Er ist nur bis an die Berge des Westens herangekommen und konnte sich von dort aus vorstellen, wie das Meer sein würde. Doch es war Tyenda, sein ältester Sohn, der ihm erklärte, was dieses riesige Wasserloch mit blauen Wellen bedeutete, die weiß werden, wenn sie auf den Sand des Strandes treffen. Und das Wasser ist salzig. Tyenda hatte in der Kalebasse Wasser mitgebracht, damit er und die Frauen es probierten.
Tyenda zieht jetzt durch das Cuvale-Land und besucht die Verwandten. Vilonda erfüllte strikt die Tradition. Tyenda war beschnitten worden, als das Alter herangerückt war, zusammen mit dem Sohn Ngongas. Es war ein bescheidenes Fest, weil nur wenige Leute da waren. Aber es wurde gefeiert. Dann wurde Tyenda größer und kam in das heiratsfähige Alter. Neben dem *elao,* dem Familienaltar, schor Vilonda seinem Sohn die Haare und nahm ihm allen Zierat ab. So lief Tyenda sechs Monate herum, bis Vilonda ihm die kleine Mähne kämmte, die oben auf seinem Kopf gewachsen war. Er schmierte ihm die Haare mit Butter und wohlriechenden Blättern ein und sprach, mein Sohn ist jetzt groß. Dann aß Tyenda den Maisbrei mit Milch, wies aber das Fleisch des Rinds zurück, das für ihn gestorben war. Sein Vater legte ihm die zeremoniellen Glasperlen um den Hals, die gleichen wie bei den Frauen. Drei Tage blieb Tyenda im Haus eingesperrt, und am ersten weinte und schluchzte er sehr gut, er schien ein Mädchen in der Geschlechtsreife zu sein. Dann kamen die Gäste, etwas verspätet, da sie einen weiten Weg hatten. Sie beteiligten sich sofort an den Gesängen und den Tänzen. Vilonda erinnerte sich gut: Diese drei Festtage lang war es sehr lebhaft zugegangen, denn außer der aus dem ganzen Cuvale-Land eingeladenen Familie waren auch einige Mundombe gekommen. Das war ein kleiner Verstoß gegen den Brauch, aber wie die Dinge nun einmal lagen, kein schwerwiegender. Ihnen gehörte das Land, und außerdem sind die Mundombe alte Verwandte der Cuvale. Nachdem die Zeit der Einschließung vorüber war, überreichte Vilonda seinem Sohn neue Tücher, die er wie die Mädchen zu tragen hatte. Und Tyenda brach auf, um einen Monat lang Verwandte und Freunde zu besuchen und Geschenke von ihnen in Empfang zu nehmen. Er müßte bald wieder zurück sein, und dann wird ihm Vilonda in etwa drei Monaten seine endgültige Frisur kämmen, den großen Schweif, der ihn als Wahrzeichen des erwachsenen Mannes das ganze Leben hindurch begleiten wird. Dann wird Vilonda sagen, jetzt kann sich mein Sohn eine Frau suchen.
Vilonda weiß nicht, wer die Frau seines Sohnes sein wird, aber man kann es sich schon denken. Sie sind zusammen groß geworden, er und Ondomba, die Tochter Ngongas. Schon seit einiger Zeit geht Tyenda nachts zu ihr, wie es der Brauch verlangt. Das hat aber nichts weiter zu bedeuten, jeder von ihnen kann sich trotzdem jemand anders suchen. Es ist nur, damit sich die jungen Leute daran gewöhnen, nebeneinander zu schlafen und ihre Lust zu zügeln, ihr Tüchlein zwischen den Schenkeln darf das Mädchen dabei nicht verlieren, Liebkosungen zum Einschlafen, das ja. Aber was für eine Riesenschande wäre es für Ondomba, wenn sie sich hingäbe! Vilonda weiß gut, daß das vorkommt; als er jung war, hatte er so ein Mädchen besessen. Die Freundinnen des Mädchens hatten beim gegenseitigen Nachschauen im Fluß entdeckt, was geschehen war, und die Schande war groß. Die Geschichte vom Mädchen, das es nicht verstand, das Tüchlein zwischen seinen Schenkeln zu bewahren, wurde sogar in den Kinderliedern besungen. Als die Zeit des Heiratens herangekommen war, hatte Vilonda sie dann auch nicht genommen. Mit Ondomba wird es anders sein. Der Alte mag sie, er behandelt sie schon wie seine Tochter und sähe es gern, wenn sie sich in den Probenächten gut hielte. Im übrigen ist es hier sehr schwierig herauszubekommen, was in jenen Nächten wirklich vor sich geht. An Mädchen in Ondombas Alter gibt es nur eine, seine Tochter, und wenn das gegenseitige Nachschauen irgend etwas an den Tag gebracht hat, wird sich die Tochter nur noch schlecht mit ihrer Freundin vertragen. Es fehlt an Menschen, und vor allem an Kindern, die miteinander spielen können. Zwar hat Tyenda zwei weitere Geschwister, aber die sind noch sehr klein. Etwas größer ist schon der Neffe, der mit der Mutter hierhergekommen ist, nachdem ihr Mann sie verlassen hat. Und Ngongas Söhne sind auch schon groß. Das ist nun einmal das Schwierige daran, so abgelegen zu leben, es fehlen die Mitglieder der anderen Familien, Feste werden nur selten gefeiert und verlaufen recht ruhig, Gäste müssen von weit her kommen, und wenn man nicht achtgibt, können die Sitten und Gebräuche in Vergessenheit geraten. Deshalb haben nur wenige seine Herausforderung angenommen und liefern



Pepetela

Jener seltsame Vogel

Illustration: Reiner Schwalme

sich lieber der Dürre und dem Hunger im Lande der Vorfahren aus.

Vilonda betrachtet die *onganda.* Groß ist sie jetzt, sie besteht aus der Hütte für ihn, den Hütten seiner beiden Frauen, der Hütte seiner vom Ehemann verlassenen Schwester, dem Mittelpferch für die Kälber und dem großen Pferch auf der anderen Seite. Die Hörner aller bei den Zeremonien geschlachteten Rinder hängen gabelförmig neben dem Kälberpferch und sind sehr weiß und schön. Er hat schon viele Rinder geschlachtet, das beweist seinen Reichtum und seine Achtung vor den Sitten und Gebräuchen. Vor seiner Hütte liegt der *elao,* der Opferstein, neben dem sein Feuer brennt, die heilige Flamme. Vor jeder der Hütten seiner Frauen gibt es eine Feuerstätte, die zum Kochen dient. An diesen Feuerstätten sitzen sie abends, unterhalten sich, singen gemeinsam, und Vilonda erzählt den Jüngeren die Geschichten ihres Volkes, die Geschichten über die Ursprünge ihrer Clane, die Geschichten über die *oma-kisi,* die Ungeheuer, er lehrt Sprichwörter und stellt Rätsel. Ngonga und seine Familie gesellen sich Abend für Abend zu ihnen, das ist schöner so. Jetzt haben sie Mais fast im Überfluß und werden mehr Bier brauen können. In letzter Zeit mußten sie mit dem Mais sehr sparsam umgehen, denn sie werden ihn für Tyendas Hochzeitsfeier brauchen, und es kann auch passieren, daß Vögel oder anderes Getier einen beträchtlichen Teil auffressen. Aber die Ernte verspricht reich zu sein, dies Jahr haben die Frauen fleißig gearbeitet und mehr gesät als gewöhnlich. Von einer Mundombefrau hatten sie gelernt, daß, wenn sie vor der Saat den Rindermist aufs Feld brächten, die Pflanzen besser wüchsen. Und es stimmte. Vilonda hatte nie zuvor Mais gesehen, der so hoch stand und so große Kolben hatte. Er versteht nichts vom Akkerbau, das ist ein Brauch, den es noch nicht lange gibt, und er wundert sich über dieses Mysterium. Es soll aber nicht jeder Mist sein, der dazu taugt. Man muß den der heiligen Rinder nehmen, vor allem den der *namulilo,* deren Milch nur die alten Frauen und die ganz jungen Mädchen trinken dürfen. Wenn man jedoch den Mist der heiligen Rinder mit dem der anderen vermengte, ginge der Zauber möglicherweise auch auf den der anderen Tiere über. Er mußte das unbedingt den *kimbanda*** fragen, der sie regelmäßig besuchen kam. Ob er es weiß? Der *kimbanda* weiß Krankheiten bei den Menschen zu heilen, er versteht es, die bösen Geister aufzuspüren, und sagt, welche Opfer vonnöten sind, aber vom Ackerbau versteht er wohl auch nichts. Woher sollte er es denn wissen? Nun gut, wenn er *kimbanda* ist, dann wegen seiner Weisheit, fragen konnte ja nichts schaden.

Da kommen die beiden Frauen mit den Töchtern vom Feld. Sie sind in eine fröhliche Unterhaltung vertieft. Die älteste Tochter stößt ein Lachen aus, das von Felsen zu Felsen widerhallt, bevor es ihn erreicht. Ein großer Frieden durchströmt Vilonda. Die Frauen werden von der untergehenden Sonne beschienen, die Butter auf ihren nackten Rümpfen sprüht bläuliche Funken. Schön sind die Frauen und stark, wie stets bei den Cuvale. Schon sehen die Töchter ihn oben auf dem Felsen mit seinem Wurfspeer sitzen und winken ihm zu. Von dort oben wacht und beschützt er, von dort oben beherrscht er die Welt. Gute Frauen, jawohl, vor allem die erste. Sie hatte nicht gezögert, mit ihm in das neue Land zu ziehen, sie half ihm, die *onganda* zu errichten, zankte nicht, als er beschloß, sich eine junge Frau zu suchen, und blieb in der *onganda,* um sich um Tyenda und die Kühe zu kümmern, während er auf Brautsuche ging. Nie hatte sie ihm Eifersuchtsszenen gemacht. Nur einmal, als er es wirklich übertrieb und fast alle Nächte im Haus der jüngeren Frau verbrachte. Als er sie da eines Nachts um etwas zu essen bat, antwortete sie ihm, geh zur Hütte, wo du deine Nächte verbringst. Er veränderte daraufhin sein Benehmen, und nie wieder hatte es Probleme gegeben. Tyendas Mutter war sein klügster Ratgeber, sogar in Dingen, die seine jüngere Frau betrafen.

Als hier ein *kimbanda* vorbeikam, der auf Frauenamulette spezialisiert war, bestellte die zweite Frau den Zauberreif, der im Mann den Wunsch nach einer anderen Frau zerstören sollte. Er wurde mißtrauisch, weil er die Künste des *kimbanda* kannte und das böse Lächeln im Gesicht der zweiten Frau sah. Er fragte nichts, fühlte sich aber wegen des mangelnden Vertrauens verletzt. Andere Männer machen Szenen und zwingen die Frauen, den Reif zu zerbrechen. Nicht so er. Aber als der Verdacht immer stärker wurde, beklagte er sich schließlich eines Nachts bei der ersten Frau. Wie sie ihn kannte, stand ihm nie der Sinn nach Ehebruch, selbst wenn er tagelang von zu Hause weg war, um Freunde und Familienangehörige zu besuchen. Zwar hätte niemand etwas dagegen einzuwenden gehabt, doch er war zufrieden mit den Frauen, die er hatte, er brauchte nicht außerhalb die Freuden zu suchen, die sie für ihn bereithielten. Die erste Frau hörte ihm aufmerksam zu und sagte nichts. Eine Woche später sagte die andere, jüngere, ich hab den Reif zurückgegeben, entschuldige, ich mache es nie wieder. Und der Frieden in der Familie blieb gewahrt. Alles durch die Weisheit der ersten Frau.

Würde Ondomba so eine gute Frau sein wie seine beiden? Er hoffte es. Tyenda hätte es verdient. Ein folgsamer Sohn, Freund der Kühe und der Mütter, lang und hager wie die Cuvale, zurückhaltend und schweigsam wie die Alten, von Kind auf Kenner der besten Weidegräser und der Kräuter zum Kurieren des Viehs, voller Respekt vor dem Ahnenkult und dem Wort des Vaters, was konnte er sich sonst von einem Sohn noch wünschen? Nur, daß er das Gück hatte und sich eine gute Frau suchte. Und er sah Ondomba heranwachsen, schön und stark werden, die Brüste herausstrecken, um die Blicke der Männer auf sie zu lenken. Wenn sie mit Krügen und Schüsseln auf dem Kopf Wasser holte, lachte sie trotz der Anstrengung. Es wäre ein großes Glück, wenn sie den Sohn heiratete. Für Ngonga ebenso. Könnte aber auch sein, der Junge traf auf seiner Reise andere schöne Mädchen. Lieben würden sie ihn alle. Kräftig, wie er war, und mit einem Vater, der eine ansehnliche Herde besaß, würde ihn jede lieben. Ihm wäre ja Ondomba am liebsten, die Entscheidung aber lag bei Tyenda. Schon schob sich die fette, schimmernde Herde in die Stallung hinein. Warum muhte die *namulilo* so eigenartig? Vilonda schaute zum Himmel. Da ist er wieder, jener seltsame Vogel, der brummend über den Berggipfel geflogen kommt. Jeden Nachmittag fliegt er in Richtung der Mundas do Hambo und wendet sich dann zur großen Stadt Benguela hin. Niemals zuvor hatte er einen solchen Vogel gesehen, er muß sehr groß sein. Am seltsamsten ist, daß er seine Flügel nicht bewegt, sie bleiben immer gerade, einer an jeder Seite des Körpers, und trotzdem hält er sich mit seinem Gebrumm in der Luft. Immer wenn er vorbeifliegt, wird die *namulilo* unruhig. Und sie irrt sich nie. Jener große Vogel bringt eine Gefahr mit sich, die er durch die aufgeregten Bewegungen des heiligen Rindes, durch den leichten Druck von Angst in seiner Brust ahnt, die er aber nicht zu erklären weiß.

Mit dem Anblick des geradewegs auf die Berge des Dombe Grande zufliegenden Vogels ist der Friede des späten Nachmittags augenblicklich dahin. Vilonda erhebt sich und steigt hinab in die *onganda,* wo ihn die Kühe, die Frauen, die Kinder und das gute Feuer des Abends erwarten. Jenseits der Berge geht die Sonne im unbekannten Meer schlafen.

Aus dem Portugiesischen von Klaus Laabs

* Wohnstätte der afrikanischen Großfamilie
** Medizinmann

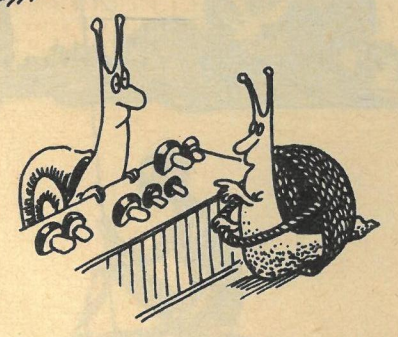
Jeder beurteilt einen Handel nach dem Vorteil,

BACON

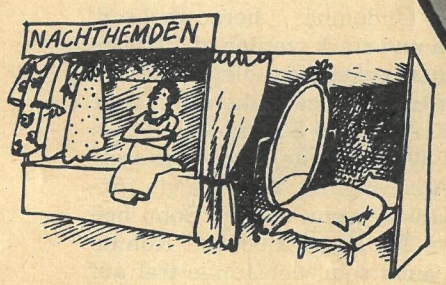
Der größte Vertrauensbeweis der Menschen liegt darin, daß sie sich voneinander beraten lassen.

SHAKESPEARE

Gewinn ist Segen, wenn man ihn nicht stiehlt.



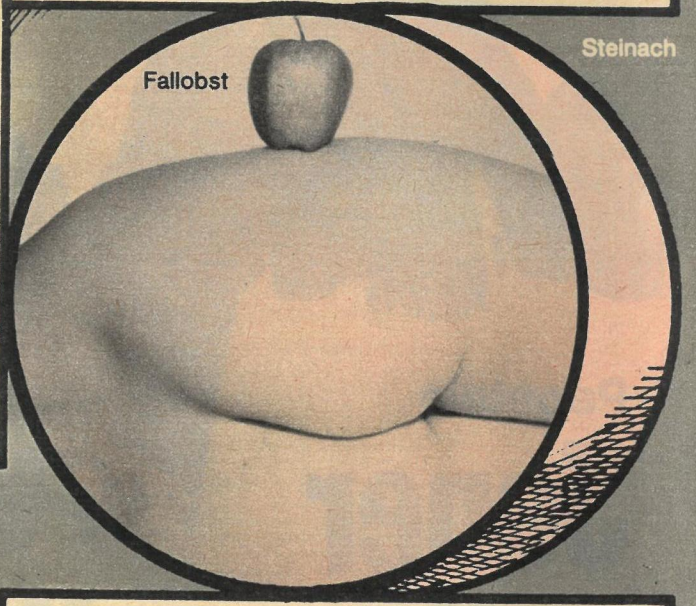
Pilzberatungsmuster mit Verkaufsgesprächsmodell-Schneck von Rosanzew, Moskau



Steger

„Ursprünglich wollte ich ja Pilot werden…"

Steinach



Neljubina

Schneider

In seinem Gemüt war beständig Kirmes. **Heine**

Stand – Punkte

Ist ein Kopf vorhanden –
Mützen gibt es viele.
bulgarisch

Sind Rüben auf dem
Markt gefragt, muß man
sie nicht waschen.
chinesisch

Wer gescheit ist, kauft
seinen Pelz im Sommer.
deutsch

Nichts ist teurer
als das, was du
umsonst bekommst.
japanisch

Wladimir Romanow

Die Epidemie

„Da Sie der Sohn sind", bemerkte der Arzt, „darf ich Ihnen nicht verschweigen, daß Ihre Mutter noch sehr schwach ist. Jetzt braucht sie viel Ruhe und viel Obst…"

In der Schlange vor dem Obststand warteten geduldig ungefähr fünfzehn Leute. Ich war der sechzehnte. „Suchen Sie mir bitte besonders gute heraus, sie sind fürs Krankenhaus", bat eine alte Frau die Verkäuferin, die zwei Kilo purpurrote Äpfel abwog und sie der Alten überreichte.

„Die arme Oma!" gab ich meinem Bedauern Ausdruck. „Auch bei ihr zu Hause gibt es Krankheit und Leid."

Da sagte strahlend der nächste: „Ein Kilo Birnen, bitte recht saftige! Brauche sie fürs Krankenhaus."

„Was für ein tragisches Zusammentreffen!" Ich war erschüttert. „Und welche Selbstbeherrschung er dabei zeigt!"

Ich betrachtete neidvoll den Herrn, der sich aus seiner Tüte mit Birnen die allergrößte auswählte, um sie auf der Stelle zu verspeisen.

Der dritte Käufer bat auch um möglichst schönes Obst fürs Krankenhaus. Er bat so herzerweichend, daß mir die Tränen kamen. Fast hätte ich losgeheult. Doch kam es dank eines Mannes im Filzhut, der die ganze Käuferschlange mit Witzen unterhielt, nicht dazu. Dann aber, als er an der Reihe war, wurde sein Gesicht unter dem Hut düster. Er bat mit klagender Stimme um fünf Kilo reife Äpfel fürs Hospital!

Mir wurde unheimlich. Ich überlegte: ‚In der Stadt wütet offensichtlich eine Epidemie. Was ist da die Krankheit meiner Mutter schon im Hinblick auf die Volkskatastrophe!'

Auch die Verkäuferin wurde bereits mißgestimmt. Ihr Gesicht schien mir bei jeder Erwähnung des Krankenhauses bleich und bleicher zu werden. Und was das Schlimmste war, sie verkaufte die Äpfel nun ganz ohne Auswahl. Und ich würde natürlich nur noch die schlechten bekommen! Wie peinlich, so etwas mitzubringen! Vor mir stand nur noch ein Mann mit einem Jungen von ungefähr sechs Jahren. „Bitte Weintrauben und drei Zitronen, aber große, fürs Krankenhaus", sagte der Mann.

Da ging mir ein Licht auf. Die Massenepidemie verlor all ihre Schrecken für mich, und lächelnd sagte ich: „Ich möchte Äpfel, schöne Äpfel für eine Hochzeit!" Ach, wie sich da das Gesicht der Ver-

Wer eine neue Idee hat, ist ein Spinner, bis die Idee einschlägt.

den er dabei gefunden hat. **Maurois**

Männer sind listige Händler. **Euripides**

LICHTENBERG

Bei einem Viehmarkt sind immer die Augen auf den größten und fettesten Ochsen gerichtet.

PETRARCA

Vieles erschien bei Betrachtung aus der Ferne fürchterlich – sobald man näher kam, erschien es lächerlich.

BELLAMY

Unser Begehren gilt nur Dingen, die das Leben wirklich angenehmer machen und verschönern.

Marktmusik

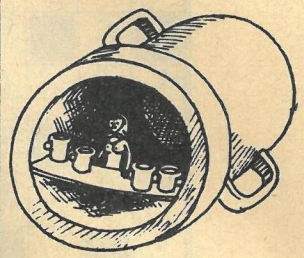
Blüht der Markt, pfeifen die Krämer.
Die Faulen und die Dreisten schreien am meisten.
Die Jugend sieht überall Geigen.
Es ist der Zauber der Fülle, die auf den Tischen ausgebreitet ist, der Zauber der Unmittelbarkeit von Angebot und Nachfrage, der Reiz des Unverbindlichen und der Wahl (deshalb gehen Frauen so gern hierher) und des schaurig erregenden Jagdfiebers (deshalb gehen Männer so gern hierher).

Květa Kozevniková

Nicht alles ist ein Apfel, was rund ist.
Zigeuner-Sprichwort

Simmrow

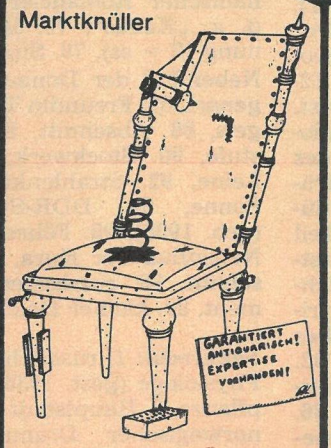
Tesler, Moskau



Steger

Ein geschäftiges Weib tut keine Schritte vergebens. **Goethe**

Marktknüller



Kaul

Tiermarkt
Man kauft den Ochsen nicht teurer, weil er bunt ist.

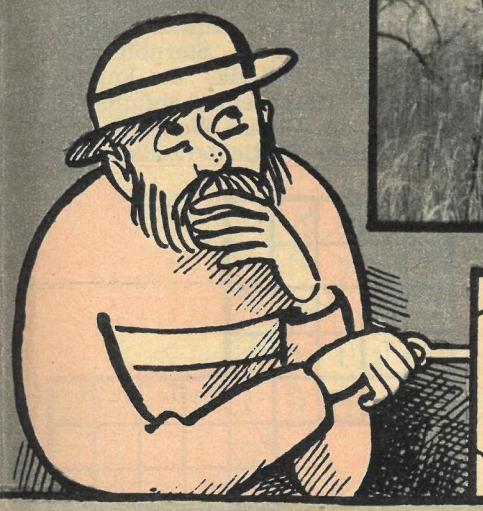
Worte machen die Gans nicht fett.

Ein alter Fuchs läßt sich nicht prellen.

Es ist keine bessere Jagd, als auf den Markt nach Wild gehen.

Eine magere Kuh ist noch lange kein Reh.

Man schätzt das Pferd nicht nach dem Sattel.



2 Wochenspruch
Wer des Glückes sich erfreut, ist reizend und witzig.
Juvenal

Budenzauber

Et jibt seit der Verjangenheit
den Markt zu jeder Jahreszeit.
Da wird, kaum det der Schnee jetaut,
der „Frühlingsmarkt" schon uffjebaut. –
Erfüllt der Handel seinen Zweck,
bums, sind die Buden wieder weg. –
Doch kaum ist Jahresmitte dran,
fängt ooch der „Sommermarkt" schon an.
Die Buden, die man kaum verstaut,
die werd'n nu wieder uffjebaut.
Stimmt dann beim Handel die Bilanz,
verschwind'n die Buden wieder janz. –
Det heißt: werd'n die Blätter bunt,
jeht's auf den Plätzen wieder rund,
und eh's der Bürger sich versah,
stehn ooch die Buden wieder da.
Hat dann der Handel sein' Jewinn,
räumt man die Buden wieder in. –
Dann jeht et bald uff Weihnacht zu;
da werden ohne Rast und Ruh,
noch eh' et schneit und eh' et friert,
die Buden wieder neu montiert. –
Den Jahresabschluß packt man brav,
dann hält man erst mal Winterschlaf.
Kaum is im März der Schnee jetaut,
da werd'n se wieder uffjebaut.
Na, und so weiter, und so weiter.

Günter Gregor

Handel im Wandel
Der wahre Mensch ist nur der Handelnde.
Robert Musil

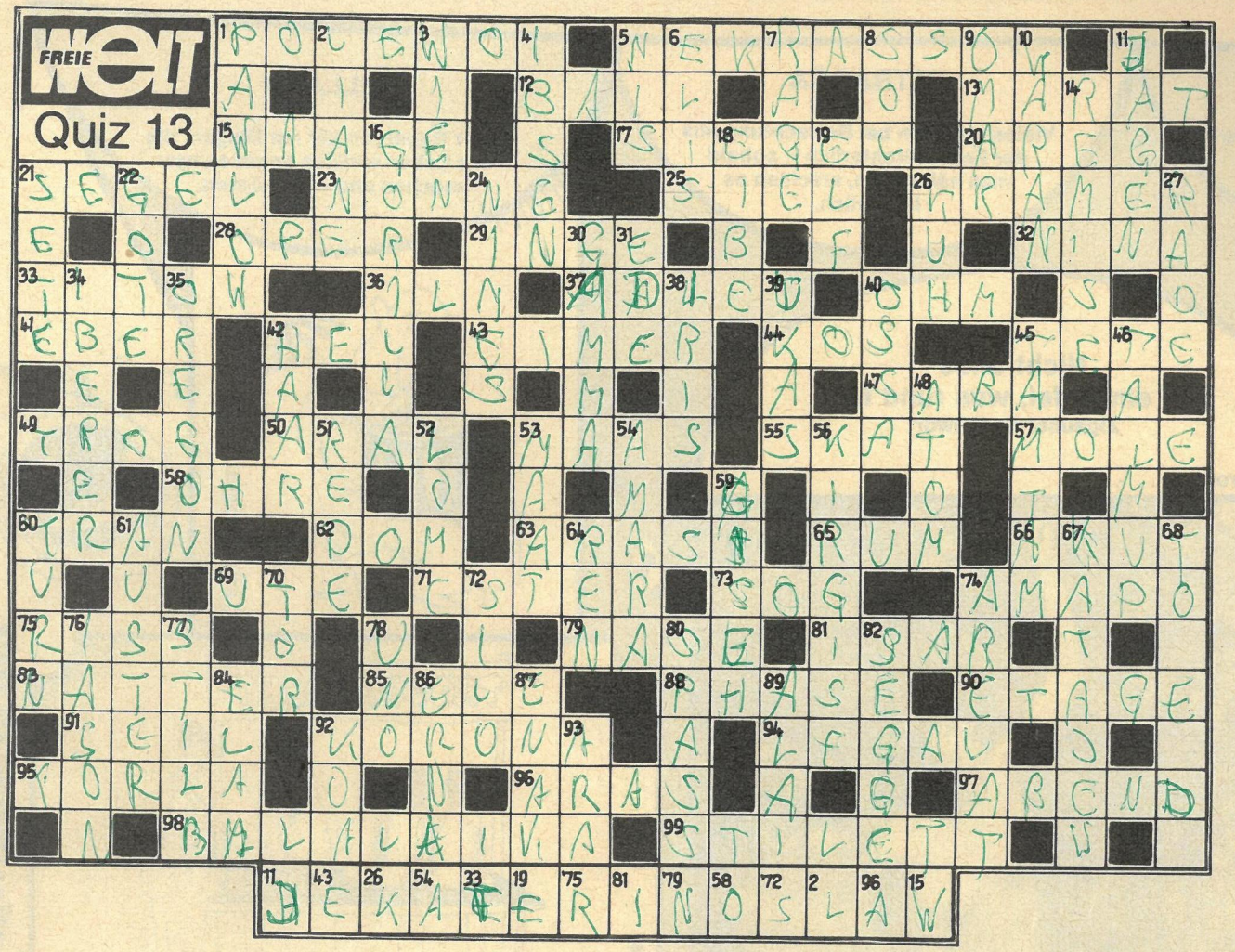
Wandel durch Handel
Wer ist so fest, den nichts verführen kann?
William Shakespeare

käuferin aufhellte! Sie lächelte mich an wie eine Braut ihren Bräutigam. Ich bekam eine Tüte voll märchenhafter Äpfel und rannte eilig davon – ins Krankenhaus.

Aus: „Die Bärendusche", Eulenspiegel Verlag Berlin

Auf dem Marktplatz der Wunderlichkeiten tummelte sich die Humorlieferungsgesellschaft Karin Kopp, Hannes Schreiber (Redaktion) und Martin Kotsch (Grafik)

Twain ***Die Eitelkeit wählt aus, die wahre Liebe nicht.*** **Bunin**



Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. russisch-sowjetischer Schriftsteller (gest. 1981), verfaßte u. a. den Roman „Der wahre Mensch“, 5. russischer revolutionärer Lyriker (gest. 1878), 12. flämischer Maler und Stecher (gest. 1626), 13. französischer Revolutionär (gest. 1793), 15. Sternbild des Tierkreises (südl. Himmel), 17. früher Briefverschluß, 20. aus Sanddünen bestehende Wüste, 21. Teil mancher Schiffe, 23. Falter, Forstschädling, 25. kleine Deichschleuse, 26. österreichischer Lyriker (gest. 1958), 28. musikalisches Bühnenwerk, 29. Frauenname, 32. russischer Frauenname, 33. sowjetischer Kosmonaut (Wostok II), 36. Fluß in Thüringen, 37. das Lebewohl (veraltend), 40. SI-Einheit des elektrischen Widerstands, 41. männliches Haustier, 42. polnische Halbinsel, 43. Haushaltsgefäß, 44. Insel Griechenlands (Sporaden), 45. Truppenspitze (veraltet), 47. im Altertum Land in Südarabien, 49. Futterbehälter, 50. Name eines Sees in der UdSSR, 53. Fluß in Westeuropa, 55. Kartenspiel, 57. Hafenschutzbau ins offene Meer, 58. Nebenfluß der Elbe (Bez. Magdeburg), 60. Fischfett, 62. Hauptkirche, 63. armenisch-sowjetischer Schriftsteller (gest. 1964), 65. Trinkbranntwein aus Zuckerrohr, 66. Betonungszeichen, 69. Mutter Kriemhilds (Nibelungensage), 71. organische chemische Verbindung, 73. saugende Nachströmung, 74. brasilianischer Romancier (geb. 1912), u. a. „Kakao“, 75. längliche Öffnung (ß = ss), 79. Sinnesorgan, 81. Nebenfluß der Donau, 83. Schlangenart, 85. Freundin Till Eulenspiegels, 88. Abschnitt, Entwicklungsstufe, 90. Stockwerk, 91. Schnur, Leine, 92. Strahlenkranz um die Sonne, 94. DDR-Schauspielerin (geb. 1908), 95. Föhre (süddt.), 96. Nebenfluß der Kura, 97. Tagesabschnitt, 98. russisches Zupfinstrument, 99. kleiner Dolch.

Senkrecht: 1. russisch-sowjetischer Physiologe (gest. 1936), 2. Schlingpflanze, 3. Hauptstadt in Europa, 4. norwegischer Dramatiker (gest. 1906), 5. Bergbaustadt in Jugoslawien, 6. Küstenlandschaft in Griechenland, 7. Wut, Zorn, 8. Währungseinheit in Peru, 9. Kalifenname, 10. Echsenart, 11. forstliche Wirtschaftsfläche, 14. Schutzgehölz für Wild (Forstw.), 16. größter Menschenaffe, 18. Nadelbaum, 19. Fußballmannschaft, 21. Hafenstadt in Südfrankreich, 22. Angehöriger eines germanischen Volksstammes, 24. Verwaltungszentrum des südfranzösischen Departements Gard, 26. weibliches Haustier, 27. Getreideunkrautpflanze, 30. griechischer Buchstabe, 31. Gestalt aus der „Dreigroschenoper“, 34. Ureinwohner Spaniens, 35. Bundesstaat der USA, 38. Schwertlilie, 39. Zarenerlaß, 40. Gebirge in Griechenland, 42. fadenförmiges Horngebilde, 45. ostasiatisches Metallbecken, 46. Sammlung nachbiblischer Gesetze und Überlieferungen der Juden, 48. Teilchen eines chemischen Elements, 51. Vortrag, 52. Hauptstadt von Togo, 53. Unteroffiziersdienstgrad bei den Seestreitkräften, 54. Bittermittel, 56. Angehöriger eines Volkes in der Sowjetunion, 59. Stadt in Ägypten am Nil, 60. Kehre, Wende (Luftf.), 61. wohlschmekkende Meeresmuschel, 64. nordische Hirschart, 67. russisch-sowjetischer Schriftsteller (geb. 1897), u. a. „Meine Diamantenkrone“, 68. Aluminiumoxid, 70. große Tür, 72. Getreidespeicher, 74. andere Bezeichnung für das Königreich Burgund (934–1032), 76. Held aus Iolkos (griech. Sage), 77. alte Einheit der Leuchtdichte, 78. Weltorganisation, 80. Ulk, Witzelei (ß = ss), 82. Riedgras, 84. altgriechische Philosophenschule in Unteritalien, 86. Gestalt aus „Der Drache“, 87. Vater eines sagenhaften Riesengeschlechts, 89. Gebirge in Kirgisien, 92. eine der Kykladeninseln Griechenlands, 93. Papagei.

Nicht wenige Städte in der Sowjetunion wurden in den Jahren nach der Oktoberrevolution umbenannt. Damit wurden hervorragende Persönlichkeiten in der jungen Geschichte der UdSSR gewürdigt oder dem Charakter der sozialistischen Gesellschaftsordnung Rechnung getragen. Aber auch die früheren Städtenamen sind von Interesse für deren historische Bedeutung.

Die Lösung unseres Quiz ist der alte Name einer Stadt, die heute ein Gebietszentrum in der Ukrainischen Sowjetrepublik ist und am zweitgrößten Strom im europäischen Teil der UdSSR liegt.
Auf dem üblichen Weg – durch Übertragen der Buchstaben aus dem Kreuzworträtsel in die Zahlenleiste – kommen Sie, liebe Rätselfreunde, zu dem gewünschten Ergebnis. Ihre Antwort erwartet die Redaktion FREIE WELT, Postfach 8, Berlin, 1056, auf einer Postkarte, da Briefe nicht gewertet werden können. Und bitte die Marke Quiz 13 auf der Karte nicht vergessen! Einsendeschluß ist der 6. Juli 1988 (Datum des Poststempels). Auflösung und Namen der Gewinner veröffentlichen wir in unserem Heft 16/1988. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

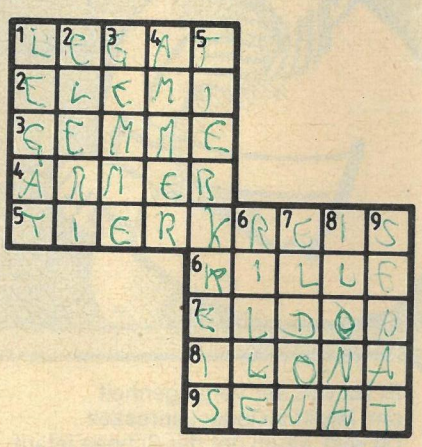
Sie können gewinnen:

1. Preis	100,– Mark
2. Preis	75,– Mark
3. Preis	50,– Mark
4. bis 8. Preis	je 25,– Mark

Magische Figur

Wörter nachfolgender Bedeutung sind waagerecht und senkrecht gleichlautend einzutragen:

1. Vermächtnis, 2. Ölbaumharz, 3. Edelstein mit geschnittenem Bild, 4. Finkenvogel, 5. Sternbildfolge längs der Ekliptik, 6. Furche, Rinne, 7. Name eines abflußlosen Salzsees im Gebiet Wolgograd, 8. Frauenname, 9. Richterkollegium.



Nachsetzrätsel

Jedem der folgenden Wörter ist ein Buchstabe so nachzusetzen, daß neue Wörter entstehen:
Kate A San – Re – Thale S Plan E
Bela G Arat E area L
Die nachgesetzten Buchstaben ergeben – nacheinander gelesen – ein Ausrüstungsteil für große Schiffe, die ohne Motorkraft fahren.

Redaktion: FREIE WELT
Karl-Liebknecht-Str. 29
Berlin
1026
Telefon: über 24 40
Auskunft
Telex: 011 48 54

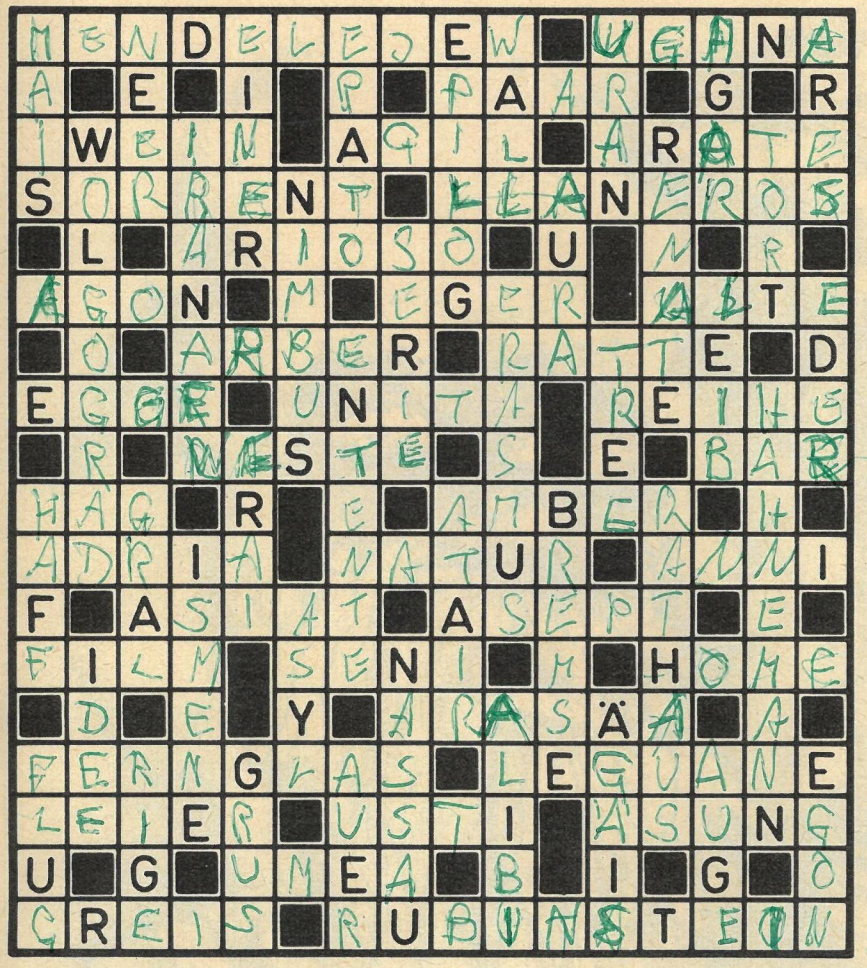
FREIE WELT

Redaktionskollegium:
Chefredakteur: Barbara Schablinski
Stellv. Chefredakteure:
Marianne Wambutt,
Günther Wolfram, Dr. Paul Wurche
Sekretariat der Chefredaktion:
Tel.: 2 44 22 07, 2 44 23 09, 2 44 24 36

Redaktionssekretär:
Georg Walter
Tel.: 2 44 36 95
Wissenschaft: Heinz Bartel
Tel.: 2 44 26 09
Politik: Dr. Dietrich Pätzold
Tel.: 2 44 26 67

Wirtschaft: Wolfgang Scheel
Tel.: 2 44 22 30
*
Kultur: Helmut Zemke
Tel.: 2 44 33 02
Leserforum: Ingrid Buchholz
Tel.: 2 44 27 07

Bild: Alfred Paszkowiak
Tel.: 2 44 27 03
Gestaltung: Horst Wustrau
Tel.: 2 44 35 48
Korrespondenten in Moskau:
Jürgen Geltner, Volkmar Billeb,
Bernd Siegmund



Kreuzgitter

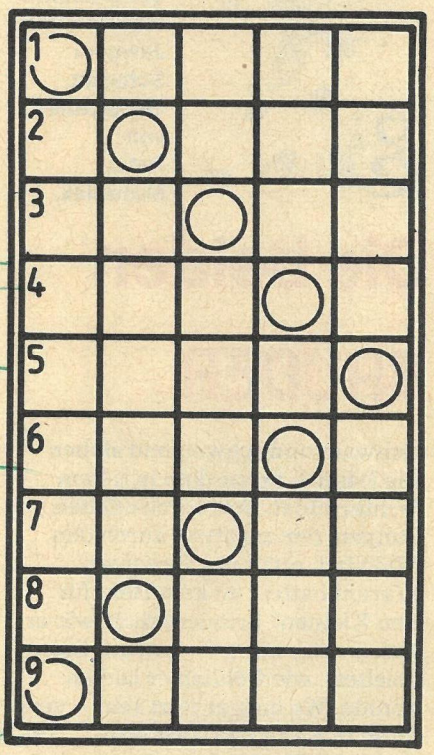
Die Lösungswörter haben – unabhängig von ihrer Richtung und Reihenfolge in der Figur – folgende Bedeutung:

1. von einem Menschen ausgehende Wirkung, 2. Staat im Westen Afrikas, 3. Stern im Sternbild Adler, 4. Titelgestalt bei Joachim Wohlgemuth, 5. russischer Chemiker (gest. 1907), 6. Teil des Mittelmeers, 7. Untiefe, 8. Nagetier, Schädling, 9. Werktätiger in der Mongolischen Volksrepublik, 10. Unterhaltungskünstlerin, Fernsehliebling 1987, 11. Luftreise, 12. Wettkampf im antiken Griechenland, 13. Körper, Rumpf, 14. Kleidungsstück, 15. russischer Komponist, Dirigent und Pianist (gest. 1894), 16. Muse der Liebesdichtung (griech. Mythol.), 17. Abstellvorrichtung, 18. Gedanke, Einfall, 19. russisch-sowjetische Lyrikerin (gest. 1972), 20. Heldenstadt in der Sowjetunion (RFSFR), 21. altgriechischer Dichter, 22. Kriegsgott (griech. Mythol.), 23. weibliche Bühnenrolle, 24. fotografisches Aufnahmematerial, 25. Sitz der Stadtverwaltung, 26. altes Apothekergewicht, 27. zwei zusammengehörige Dinge, 28. Sinnesorgan, 29. Stadt in Schweden, 30. Angehöriger einer indoeuropäischen Völkergruppe, 31. Nachtlokal, 32. Sportbootklasse, 33. Zufluchtsstätte, 34. Organ der Italienischen Kommunistischen Partei, 35. optisches Gerät, Feldstecher, 36. engl.: Baum, 37. radioaktives chemisches Element, 38. wundertätige Schale (mittelalterl. Sage), 39. Stadt im Norden Ungarns, 40. niederländischer Humanist (15./16. Jh.), 41. Substanz aus Rotalgen, 42. Kohlenklein, 43. Stadt in der ČSSR (a. d. Labe), 44. Ritter der Artusrunde, 45. Echsenfamilie, 46. Frauenname, 47. österreichischer Erfinder des Gasglühlichts, 48. Gestalt aus „Die Kinokönigin", 49. Abwesenheitsnachweis, 50. die Bewohner südamerikanischer Hochgrassteppen, 51. alter Mensch, 52. Wesen, Art, 53. Körnerfrucht, 54. im Altertum die Bezeichnung für Syrien, 55. lockeres Staatenbündnis, 56. Reihe, Folge, 57. US-amerikanischer Dramatiker (gest. 1967), u. a. „Die Menschen am Broadway", 58. umfriedetes Waldgrundstück, 59. Beleidigung, Kränkung (veraltet), 60. Hauptstadt der Bahamas, 61. Sternbild am nördlichen Himmel, 62. flink, beweglich, 63. österreichischer Fotochemiker (gest. 1944), 64. Gestalt aus „Wallenstein", 65. Ruf, Ansehen, 66. Kurzbezeichnung für einen Teil des Mittelmeers zwischen Griechenland und der Türkei, 67. Gummiharz aus einigen Doldengewächsen, Teufelsdreck, 68. landwirtschaftliches Gerät, 69. Tochter des Ödipus (griech. Sage), 70. Kur- und Badeort an der Westküste Unteritaliens, 71. Nachwort, Nachruf, 72. durch Nehrung vom Meer abgeschnittener Strandsee, 73. Fortsetzungsfolge, 74. Duftstoff, 75. quaderförmiges Stahlhalbzeug, 76. kleiner liedhafter Gesangs- oder Instrumentalsatz, 77. Nahrungsaufnahme der meisten Wildtiere, 78. Erdaufschüttung, Damm.

Füllrätsel
Für Musikfreunde

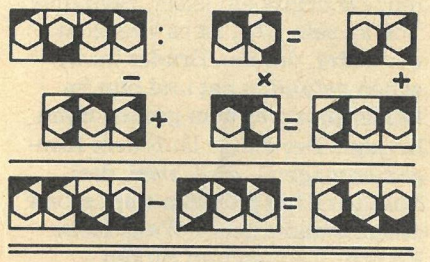
Waagerecht sind fünfbuchstabige Namen von Gestalten aus den nachfolgend aufgeführten musikalischen Bühnenwerken einzutragen. Die Buchstaben in den gekennzeichneten Feldern ergeben – von oben nach unten gelesen – den Titel einer Operette von Millöcker.

1. Oper „Morana" (Gotovac), 2. Operette „Die schöne Helena" (Offenbach), 3. Oper „Der arme Konrad" (Forest), 4. Oper „Fra Diavolo" (Auber), 5. Operette „Der Bettelstudent" (Millöcker), 6. Oper „Die Afrikanerin" (Meyerbeer), 7. Operette „Diana" (Millöcker), 8. Oper „Sly oder die Legende vom wiedererweckten Schläfer" (Wolf-Ferrari), 8. Oper „Don Carlos" (Verdi).



Raten und Rechnen

Jedes Kästchen bedeutet eine Ziffer; gleiche Kästchen bedeuten also immer gleiche Ziffern. Diesen Angaben entsprechend sind die Ziffern zu finden, die – in die Mittelfelder der Figuren eingesetzt – die waagerechten und senkrechten Aufgaben richtig lösen.



Gereimtes

In der Schweiz ist eine Uhrenstadt,
die – auf den Kopf gestellt – bewahrt, daß sie einen Körper hat.

Auflösungen aus Heft 12/1988

Kreuzgitter. Waagerecht: Taberne (57), Ararat (8), Kore (26), Orest (40), Mistral (34), Etat (21), Fee (21), Kost (27), Atem (11), Erpel (20), Ader (1), Earl (16), Ara (7), Oper (39), Ree (46), Areg (9), Legat (30), Bast (12), Alp (3), Toto (61), Ili (25), Meit (33), Ober (37), Sesam (53), Niet (36), Toga (60), Ger (23), Pneu (42), Antares (6), Kreta (28), Hose (24), Niesel (35), Ressort (50).

Senkrecht: Troika (64), Blesse (13), Rate (44), Eklat (17), Arm (10), Reif (48), Rater (45), Trauer (62), Seele (52), Tabelle (56), Tee (58), Oder (38), Trog (63), Marat (32), Para (41), Laut (29), Retorte (51), Repin (49), Anis (5), Eris (19), Boot (15), Steg (55), Ammer (4), Leinen (31), Tip (59), Bolero (14), rasant (43), Agave (2), Enter (18), Rehe (47), Ukas (65), Sol (54).

Wörterband. Von außen nach innen: Frottee – Regal – Losung – Elena – Glossator – Enak – Ertrag – Erato – Nano – Nebel.
Von innen nach außen: Leben – Ona – Notar – Egart – Reka – Nero – TASS – Olga – Nele – Gnu – Soll – age – Reet – Torf.

Raten und Rechen:

720	:	6	=	120
−		×		+
48	+	72	=	120
672	−	432	=	240

Gereimtes: Mangold

Umstellrätsel: Robe – Earl – Gera – Ilse – Seil – Sari – Eber – Ural – Rade – Regisseur.

Zum Selbstbauen. Waagerecht: Sorge, Erlen, Regie, Etmal, Erl, Ili, Aga, Aar, Regal, Nasal, Enare, Tenne.
Senkrecht: Serbe, Regel, Grit, Elemi, Knall, Alba, Rage, Arles, Agnat, Alsen, Rilke, Aare.

Auflösung des Kreuzworträtsels (Quiz 10/Heft 10)

Waagerecht: 1. Dosis, 4. Leitwerk, 9. Banat, 12. Idol, 13. Amur, 14. Steig, 15. Rennen, 16. Gilde, 17. Rilke, 19. Maik, 21. Starre, 23. Nektar, 26. Trent, 29. Lea, 30. Lem, 32. Tajo, 33. Mare, 35. Idee, 37. Lat, 38. Äste, 40. Aeroflot, 43. Mull, 45. Artek, 48. Debet, 49. Ehe, 51. Nonsens, 55. Omen, 57. Treiber, 60. Are, 61. Klara, 63. Osaka, 66. Flug, 68. Flugzeug, 70. Alai, 72. Suk, 73. Topf, 75. Karo, 76. Skat, 77. Eta, 79. Lee, 81. Grieg, 83. Rokoko, 86. Sankra, 87. Adel, 89. Prise, 92. Übung, 93. Bolero, 94. Teiste, 95. Oger, 96. Irre, 97. Eklat, 98. Probe, 99. Telemann, 100. Numero.

Senkrecht: 1. Düsenjäger, 2. Speck, 3. Sigma, 4. Lori, 5. Elektra, 6. Tinte, 7. Ernst, 8. Kanal, 9. Bugrad, 10. Arie, 11. André, 17. Ruslan, 18. Letten, 20. Armee, 22. Reiter, 24. Eos, 25. Tier, 27. Reede, 28. Niob, 30. Leu, 31. Mil, 34. Alt, 36. Emei, 39. Tas, 41. Reno, 42. Fewa, 44. Lie, 46. Talg, 47. Kore, 50. Helikopter, 52. oil, 53. Sago, 54. Neffen, 56. Mauke, 57. Tal, 58. Bastei, 59. Rakete, 61. Kuh, 62. Azur, 64. Store, 65. Kalk, 66. Fee, 67. Uta, 69. Gagarin, 71. ASK, 74. Plagge, 78. Tiber, 80. Ekart, 81. Gabel, 82. Islam, 84. Olten, 85. Odium, 86. Snob, 88. Dorn, 90. Reko, 91. Spat.
Lösung: Traktor der Lüfte

Es gewannen:
1. Preis:
100,– M Eberhard Rieß, Berga, 6602
2. Preis:
75,– M Heidi Kratochwil, Stolpen, 8350
3. Preis:
50,– M Mandy Baum, Dresden, 8038
4.–8. Preis:
je 25,– M Kurt Grenz, Halle, 4020; Heinz Elbrecht, Thale, 4308; T. Surek, Wernigerode, 3700; Dietrich Borucki, Arnstadt, 5210; Inge Holub, Groß Garz, 3551.

Herausgeber: Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Erich Reimann
Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405
Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, Karl-Liebknecht-Straße 29, Berlin, 1026
Anzeigenannahme: Berliner Verlag Abt. Anzeigen, Tel. 2 70 32 77 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich (26 Hefte im Jahr)
Inkassozeitraum: monatlich
Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold, 1979 die Ehrennadel des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften „Für Verdienste um die Freundschaft" und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold.

Frei nach dem gleichnamigen sowjetischen Märchen von Jewgeni Schwarz. Gezeichnet von Peter Muzeniek.

Die beiden BRÜDER

Schwarz und schweigend stehen die Bäume, versunken in tiefem Winterschlaf. Den verzweifelten Jungen, der angstvoll durch den Wald irrt, quält das Gewissen: Warum hattest du kein Herz für den Kleinen? Erinnere dich, wie er sich freute, wenn du mal mit ihm spieltest, wie fröhlich er lachen konnte. Wo mag er jetzt sein – verloren in Kälte und Finsternis… Immer schneller läuft der Junge, stolpert, fällt, steht wieder auf. Längst ist die Laterne erloschen. Als endlich der Morgen graut, steht er vor hohen, dichtbewaldeten Bergen. Ratlos schaut er zu ihnen hin: Sieben Wochen braucht man, um mit dem Pferdewagen zu ihnen zu kommen. Wie konnte ich diesen langen Weg in einer einzigen Nacht schaffen? Da dringt ein leiser, zaghafter Ton an sein Ohr. Ist es vielleicht der Vater, der den Bruder inzwischen gefunden hat und nun im Schlitten hinter dem großen Sohn herjagt? Der Junge läuft dem Klingen entgegen – eine, zwei, drei Stunden. Und plötzlich steht er vor einem wunderlichen Wald. Hohe Kiefern, Tannen und Birken – durchsichtig wie Glas. Ihre Wipfel funkeln und blitzen in der Sonne. Wenn der leichte Wind ihre Zweige aneinanderschlägt, klingt es wie das Geläut vieler Glöckchen. Selbst der Waldboden ist durchsichtig. Dunkel schimmern die Wurzeln der Bäume. Wie Schlangen ineinandergeringelt, verschwinden sie in der Tiefe. Ein Birkenzweiglein schmilzt in seinen Fingern. Aber warum friere ich nicht? fragt der Junge. „Weil ich der Kälte befohlen habe, dich einstweilen zu schonen!“ Vor dem Jungen steht ein hochgewachsener Mann. Pelz, Mütze und Stiefel aus reinem, staubfeinen Schnee. „Du bist Väterchen Frost?“ „Nein. Großvater Frost ist mein ungeratener Sohn, warmherzig und gutmütig. Ich bin Urgroßvater Frost. Folge mir!“ Vor einem hohen Berg zieht Urgroßvater Frost einen riesigen Kristallschlüssel aus dem Pelz. „Sei mein Gast!“ „Nein, ich muß meinen Bruder suchen!“ widerspricht der Junge. „Er ist bei mir!“ klirrt der Alte und schiebt den sich Sträubenden in sein Reich…

aus der Sowjetunion

Mikroehlektronika
Mikroelektronik
in russischer Sprache
Index-Nr.: Z 70571
Abonnementspreis: 12,30 M für 6 Monate
Erscheint sechsmal jährlich

Mikroprocessornye sredstva i sistemy
Mikroprozessoren, Mittel und Systeme
in russischer Sprache
Index-Nr.: Z 70588
Abonnementspreis: 23,10 M für 1 Jahr
Erscheint sechsmal jährlich

Programmirovanie
Programmierung
in russischer Sprache
Index-Nr.: Z 70763
Abonnementspreis: 33,60 M für 1 Jahr
Erscheint sechsmal jährlich

Programmnoe obespechenie
Software
in russischer Sprache
Index-Nr.: Z 55461
Abonnementspreis: 192,- M für 1 Jahr
Erscheint einmal monatlich

aus der VR Bulgarien

Computer za vas
Computer für Euch
in bulgarischer Sprache
Index-Nr.: Z 20593
Abonnementspreis: 14,10 M für 3 Monate
Erscheint einmal monatlich

Elektronizacija i robotika
Elektronisierung und Robotertechnik
in bulgarischer Sprache
Index-Nr.: Z 21575
Abonnementspreis: 21,75 M für 6 Monate
Erscheint sechsmal jährlich

aus der VR Polen

Przeglad Dokumentacyjny –
Nauki i Techniki Komputerowe
Dokumentationsrundschau –
Computerwissenschaft und -technik
in polnischer Sprache
Index-Nr.: Z 37183
Abonnementspreis: 97,20 M für 6 Monate
Erscheint sechsmal jährlich

aus der ČSSR

Computers and artificial intelligence
Computer und künstliche Intelligenz
in englischer und russischer Sprache
Index-Nr.: Z 49484
Abonnementspreis: 38,70 M für 6 Monate
Erscheint sechsmal jährlich

aus der Ungarischen VR

Computerworld Szamitastechnika
Computerwelt – Rechentechnik
in ungarischer Sprache
ISSN: Z 0237-7837
Abonnementspreis: 66,70 M für 1 Jahr
Erscheint dreiundzwanzigmal jährlich

Információ – Elektronika
Informationselektronik
in ungarischer Sprache
ISSN : Z 0019-9753
Abonnementspreis: 34,50 M für 6 Monate
Erscheint sechsmal jährlich

Ihr Postzeitungsvertrieb informiert Sie über die Bestelltermine für diese Zeitschriften und über weitere in der Postzeitungsliste, Teil II – Ausland –, enthaltene Zeitschriften dieser Fachgebiete.

Deutsche Post

Postzeitungsvertrieb

Sozialistische ökonomische Integration

ZEITSCHRIFTEN

aus RGW-Ländern gehören dazu!

Autorenkollektiv

Familie Uljanow

Acht biographische Skizzen
Aus dem Russischen
407 Seiten, 52 Abbildungen
Leinen · 12,50 M
Bestellnummer: 738 412 8

Das Buch vereinigt acht biographische Skizzen über die Mitglieder der Familie Uljanow, das heißt Lenins Eltern und Geschwister. Sie sind lebendig und interessant geschrieben und vermitteln einen plastischen Eindruck von der Persönlichkeit jedes einzelnen. Der Leser erfährt bisher wenig bekannte Tatsachen – so über die pädagogische Tätigkeit des Vaters und über die Beweggründe für den Attentatsversuch des Bruders Alexander auf den Zaren –, er kann miterleben, wie aus dem ausgelassenen Wolodja Lenin wurde, und er begreift, warum alle Geschwister Lenins überzeugte Revolutionäre geworden sind. Zugleich vermittelt das Buch eine Vorstellung von dem geistigen Klima, in dem sich die russische revolutionäre Bewegung entwickelte, und dient damit zur Vertiefung des Studiums der Geschichte der KPdSU.

Ihre Bestellungen richten Sie bitte an den örtlichen Volksbuchhandel.

Aus unserem Angebot

DIETZ VERLAG BERLIN

Jakow Drabkin

Die Aufrechten

Rosa Luxemburg · Clara Zetkin
Karl Liebknecht · Franz Mehring

Aus dem Russischen
Etwa 500 Seiten
zahlreiche Abbildungen
Leinen · 17,50 M
Bestellnummer: 738 416 0

Der sowjetische Historiker J. C. Drabkin stellt in seiner neuesten Arbeit die Führer der deutschen Linken in ihrem unerschrockenen Kampf für die Interessen der deutschen und der internationalen Arbeiterbewegung vor. Er entrollt dabei an ausgewählten Schnittpunkten ein Panorama der II. Internationale von 1889 bis 1914 sowie des heroischen Kampfes von Spartakus gegen den ersten imperialistischen Weltkrieg und für die Aufrichtung der Macht der Arbeiterklasse. In populärwissenschaftlicher Erzählweise werden vom Autor Entwicklungslinien, Ereignisgeschichten, biographische Episoden und Dokumente so verflochten, daß Karl Liebknecht, Rosa Luxemburg, Franz Mehring und Clara Zetkin als aufrechte Revolutionäre, als engagierte Vorkämpfer für Frieden und Sozialismus, als standhafte proletarische Internationalisten und als Gründer der KPD vor uns lebendig werden.

(Die Publikation erscheint voraussichtlich im IV. Quartal.)

Schipka-Stamm- und Reservecrew: Krassimir Stojanow (bulgarischer Double-Kosmonaut); Viktor Sawinych (Bordingenieur von Sojus-TM-5); Wladimir Ljachow (Reservekommandant); Alexander Serebrow (erster Reserve-Bordingenieur, später durch Andrej Saizew ersetzt); Anatoli Solowjow (Kommandant von Sojus-TM-5); Alexander Alexandrow (Forschungskosmonaut von Sojus-TM-5), von links nach rechts.

SIEBENSCHLÄFER IN MIR: Träumen

„Fast ein ganzes Jahrzehnt mußte ich warten, ehe sich mir ein Traum erfüllt", sagt Alexander Alexandrow, Bulgariens Raumfahrer Nr. 2. Achtundzwanzigjährig Double im April 1979 für die erste Kosmosmission UdSSR–VRB, und nun siebenunddreißigjährig im Juni 1987 Forschungskosmonaut an Bord von Sojus-TM-5 und Mir.

Das Warten und die mehrjährige wissenschaftliche Ausbildung haben sich gelohnt. Alexandrow führt mit seinen beiden sowjetischen All-Begleitern und der Mir-Stammcrew, die schon ein halbes Jahr in der Station lebt, das bisher umfangreichste und anspruchsvollste Interkosmos-Programm in einer Erdumlaufbahn durch. Zehn Tage im Weltraum, davon eine volle Woche in Mir. Vierzig Experimente mit zehn bulgarischen Geräten, von denen einige einmalige Spitzen-Instrumente sind, die als Ausrüstung in der Orbitalstation verbleiben. Projekt „Schipka" heißt das Unternehmen, in Anlehnung an die Kämpfe am Gebirgspaß der Stara planina, als vor hundertzehn Jahren russische Truppen und bulgarische Freiheitskämpfer die türkischen Eindringlinge zurückschlugen.

„Eigentlich habe ich das dem Vollmond mit zu verdanken, daß mein Startfieber gesunken ist", meint Alexandrow humorvoll und spielt damit auf einen wichtigen Programmpunkt an. Der ursprünglich für den 21. Juni vorgesehene Start wurde um zwei Wochen auf den 7. Juni vorverlegt, um die Vollmond-Phase zu umgehen, die nachts die Beobachtungen mit dem neuentwikkelten astronomischen Komplex „Roshen" beeinträchtigt. Nach der Rhodopen-Sternwarte benannt, ist dieses computergesteuerte Orbital-Observatorium ein Wunderwerk für Himmelsforscher. Man hat ihm einen künstlichen Intellekt anerzogen, der jeden einzelnen von über einer Viertelmillion Sternen, die seinen Speichern eingetrichtert wurden, in Sekundenbruchteilen eindeutig und klar herausfinden kann.

„Selbst im Schlaf muß weitergearbeitet werden", äußert Alexandrow und hat bei dieser Bemerkung ein unscheinbares Kästchen im Auge, das einem handkleinen Kassettenrekorder zum Verwechseln ähnlich sieht und über erstaunliche Aufnahmefähigkeiten verfügt. „Son-K" empfängt vom Kopf des ruhenden Kosmonauten sechs unterschiedliche elektrophysiologische Signale, die in Elektroenzephalogramme (EEG) umgewandelt werden können. Die gesamte fünfköpfige Crew an Bord der Orbitalstation wird zum Siebenschläfer in Mir, denn eine ganze Woche wird gemessen, wie es in den Kojen-Pausen zugeht.

Noch sind Schlaf und Traum in der Schwerelosigkeit ein Rätsel. Allem Anschein nach schlafen Kosmonauten schneller und kürzer, träumen intensiver und rascher, um sich von den Strapazen zu entlasten. Paradoxer Schlaf nennen das die Experten. Wissenschaftler des Sofioter Instituts für Hirnforschung wollen nun wissen, warum es im All nur den paradoxen und nicht den sogenannten orthodoxen, langsamen Schlaf gibt.

Auf die Signale von „Son-K" wartet die Fachwelt mit gespanntem Interesse, denn, wer einmal zum Mars fliegt, muß ausgeruht auf dem roten Planeten ankommen.

Karl-Heinz Eyermann

Fotos: Presseagentur Nowosti; Sofia Press

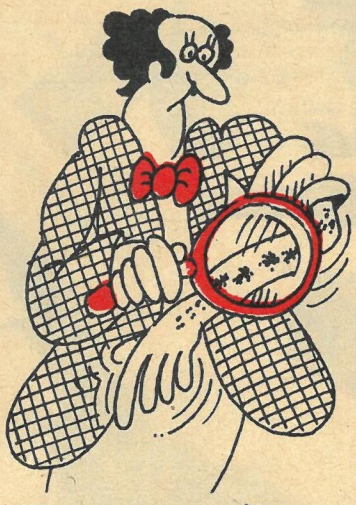
Eine Woche in Mir: Die drei von der sowjetisch-bulgarischen Besuchsmannschaft – Alexander Alexandrow, Anatoli Solowjow und Viktor Sawinych (von links nach rechts). Gemeinsam mit Wladimir Titow und Mussa Manarow werden sie experimentieren, mit den Männern der Stammbesatzung, die sich schon über einhundertsiebzig Tage in der Orbitalstation befinden.

Kosmonauten anders?

Gänsehaut und Hasenfuß

Können auch Sie, lieber Leser, keiner Fliege etwas zuleide tun? Dann geht es Ihnen wie dem, der keine Fliege beleidigt – so sagt man es im Russischen: **Он му́хи не оби́дит.** Dieser oft lästige Zweiflügler muß auch für die Redensart Aus einer Fliege einen Elefanter machen – **де́лать из му́хи слона́** – herhalten; wir hingegen lassen die Mücke zum Elefanten werden, wenn wir etwas wenig Gewichtiges aufbauschen. Sprichwörter und Redewendungen mit Tieren gibt es viele; manche sind in beiden Sprachen vorhanden, andere werden im Deutschen etwas abgewandelt oder auch „nicht tierisch" ausgedrückt: Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben bedeutet dasselbe wie **Цыпля́т по о́сени счита́ют** – Die Küken werden im Herbst gezählt. Dies ist ebenso zweckmäßig wie die Empfehlung, einem geschenkten Gaul nicht ins Maul zu schauen, denn auch das aufs schönste herausgeputzte Pferd kann sein Alter nicht verleugnen, wenn man sein Gebiß prüft: **Дарёному коню́ в зу́бы не смо́трят.** Wissen Sie, was es bedeutet, wenn einem Ameisen die Haut herauf- und herunterlaufen, auch wenn man sich nicht gerade in einen Ameisenhaufen gesetzt hat? Dieser wenig angenehme körperliche Zustand entspricht unserer Gänsehaut. Also lassen wir die „Ameischen" laufen: **Мура́шки по ко́же бе́гают.** Allzu vertrauensselige Menschen sind nicht gut beraten, denn der Wolf im Schafspelz – **волк в ове́чьей шку́ре** – geistert noch herum, sicherlich hungrig wie ein Wolf: **голо́дный как волк.** Doch wenn wir uns einer harten Bewährungsprobe gegenübersehen, sind wir Manns genug, den Stier bei den Hörnern zu packen: **взять быка́ за рога́.** Aufs Russische bezogen, kann dies aber nicht der Ochs vor dem neuen Tor gewesen sein, denn hier übernimmt der Hammel (Schafbock) die Funktion des begriffsstutzigen Rindviehs: **смотре́ть как бара́н на новые воро́та.** Der Hase gilt im Russischen seit eh und je als „sprichwörtliches" Tier. Es gibt Leute, die hinter zwei Hasen gleichzeitig herjagen – **погна́ться за двумя́ за́йцами.** Bei uns tanzen sie auf zwei Hochzeiten; zwei Hasen töten – **уби́ть двух за́йцев** – entspricht unserem: zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen. Der Hase ist bekanntlich ein furchtsames Tier; einen Feigling nennt man daher gern einen Hasenfuß: **Он трусли́в, что за́яц** (Er ist feige wie ein Hase); welcher Haseneigenschaft allerdings die Wendung **е́хать за́йцем** – „als Hase", also schwarz, fahren – zu verdanken ist, mag sich jeder selbst zusammenreimen ... Erkennt man doch auch den Vogel am Flug: **Вида́ть пти́цу по полёту.**

Цыпля́т по о́сени счита́ют



Мура́шки по ко́же бе́гают

Russisch
in Redensarten

погна́ться за двумя́ за́йцами

На э́том он соба́ку съел

Einige Wendungen nehmen über tierische Verhaltensweisen Bezug auf die menschliche Arbeit: **верте́ться как бе́лка в колесе́** – sich wie ein Eichhörnchen im Rad drehen, also sehr geschäftig sein, nicht Rast noch Ruh kennen. Von einem, der seine Pflichten gern vor sich herschiebt, sagt man: **Рабо́та не медве́дь – в лес не убежи́т** – die Arbeit ist kein Bär, sie läuft nicht in den Wald. Wir sagen: Mir läuft die Arbeit nicht davon, sie macht sich ja leider nicht von allein. Wer sich aber auf seine Arbeit versteht, reiche Erfahrungen darin erworben hat, also auf seinem Gebiet ein As, ein alter Hase oder ein Fuchs ist, von dem heißt es anerkennend: Darauf hat er einen Hund gefressen: **На э́том он соба́ку съел** oder **Он стре́ляный воробе́й** – er ist ein angeschossener Spatz, dem man nichts mehr vormachen kann. Wir wollen doch hoffen, daß dies auch für Sie zutrifft, wenn Sie sich die Preisfrage vornehmen.

Bis zum nächsten Mal! Und denken Sie daran, uns Ihre Wünsche mitzuteilen. Wir erweisen Ihnen gern einen Dienst, aber natürlich keinen Bärendienst: **медве́жья услу́га.**

Hella Rymarowicz

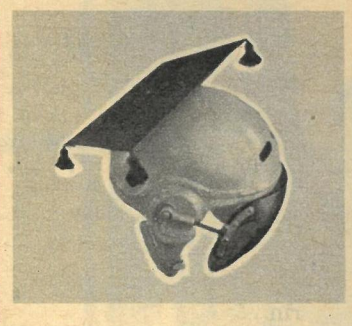
PREISFRAGE

Ist etwas falsch?

1. смотреть двух заицев
2. взать быкв на рага
3. Дарённомю коню в зубы смотрять.

Zu gewinnen sind: Einmal 100 M, einmal 75 M und dreimal 50 M. Einsendeschluß: 6. Juli 1988 (Bei der Lösung der Aufgabe brauchen Sie die Betonungszeichen nicht zu setzen!); Auflösung in Heft 17/88; Ihre Postkarte senden Sie bitte an: Redaktion FREIE WELT, Postfach 9, Berlin, 1056.

Zeichnungen: Detlev Schüler



Kennwort Doktorhut

Am 26. August 1978 feierten meine Frau und ich im Palast der Republik auf einem Ball unseren ersten Hochzeitstag. Dort erfuhren wir aus einer ND-Sonderausgabe, die wir aufbewahrt haben, vom gemeinsamen Kosmosflug DDR/UdSSR. Seitdem verbindet sich bei mir mit jedem Hochzeitstag die Erinnerung an dieses Ereignis.

Jürgen Paszehr, Berlin

Wir Vogtländer...

Das Gemeinschaftsvorhaben von FREIE WELT und der Gesellschaft für DSF zum 10. Jahrestag des Raumflugs UdSSR/DDR freut uns ganz besonders. Wir sind das Reservistenkollektiv „Sigmund Jähn" im VEB Straßen-, Tief- und Rohrleitungsbau in Rodewisch. Gewachsen aus zwei Produktionsgenossenschaften, feierte der Betrieb in diesem Jahr sein 30jähriges Bestehen. Unsere Planaufgaben erfüllen wir hauptsächlich in den Gewerken Straßenneubau und -Instandhaltung, Komplexe Wohnungsbauerschließung, innerstädtische Tiefbaurekonstruktion sowie Fernrohrleitungsbau und Rohrnetzauswechslung. Die Baustellen befinden sich im Bezirk Karl-Marx-Stadt, im Bauexport am Jugendobjekt „Erdgastrasse" in Tschaikowski und in Berlin-Hellersdorf. Das Reservistenkollektiv besteht seit 1980, und es gelang uns, massenwirksame wehrsportliche Wettkämpfe zu organisieren, obwohl wir auf Grund der Arbeitseinsätze relativ zersplittert sind. Den Flug des DDR-Fliegerkosmonauten haben

Wer schreibt uns?

Nikolai Klimowitsch, 36 Jahre alt, Interessen: klassische und moderne Musik, Volkskunst, Sitten und Bräuche von Völkern aus aller Welt, wünscht sich Briefwechsel in deutscher oder englischer Sprache. UdSSR, 364 020 Grossny, Januarskaja 25

Ilse Dzenei, 15 Jahre alt, wünscht sich Brieffreunde. UdSSR, Lettische SSR, Bauski rajon, p/o Zerauksте, ul. „Skolas-26"

Vizemama

Le Thuj Bich lernte ich an meiner Bushaltestelle kennen. Unser Gespräch endete mit einer Einladung an die junge Vietnamesin. Bald darauf erschien sie mit ihrer Schwester; sie wollten mich unbedingt auf ihre heimatliche Art bewirten. Nach vielerlei Vorbereitungen brutzelte und duftete es appetitanregend in meiner Küche. Beim Essen dann gab es Spaß über meine Mühe mit dem Banh Phö – eine Art Spaghetti, nur viel dünner und sehr lang. Dazu gab es kleine, in Banh Da (Reispapier) eingewickelte Würstchen. Wir schmausten, und beide nannten mich „Mutti".

S. Hantzsch, Dresden

viele Kollegen verfolgt, und wir als Vogtländer waren natürlich begeistert, daß es ein Mann aus unserer Mitte war, der „da oben" mit Valeri Bykowski seine Bahn zog. Bewußt oder unbewußt hat das unser aller Tun und Handeln beeinflußt, so daß wir 1984 den Ehrennamen „Sigmund Jähn" beantragten. Am 10. Oktober 1984 wurde die Namensverleihung vorgenommen. Seit dieser Zeit stehen wir in brieflichem Kontakt mit dem Fliegerkosmonauten. Vergangenes Jahr konnten wir Sigmund Jähn dann bei uns begrüßen (siehe Foto).

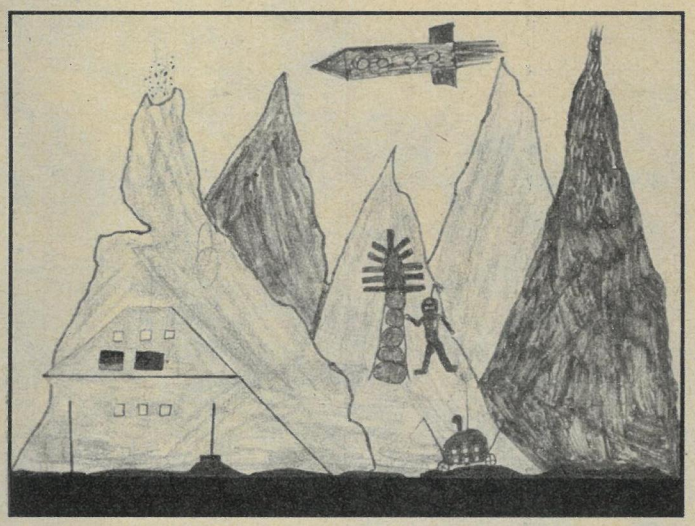
Frank Klaus, Leiter des Kollektivs

Für die Qualität der militärpolitischen und wehrsportlichen Arbeit wurde das Kollektiv 1987 mit dem Leistungsabzeichen der NVA ausgezeichnet, wozu FREIE WELT nachträglich herzlich gratuliert! Inzwischen sind zum Thema „Wir alle haben den Hut auf" schon mehr als 300 Einsendungen eingetroffen. Hier weitere Auszüge:

... blieb länger auf

Ich war damals Schülerin der 2. Klasse und habe den Raumflug am Fernseher verfolgt. Das Tollste daran war, ich durfte jeden Tag länger als üblich aufbleiben. Am ersten Schultag dann gab's nur ein Gesprächsthema. Unsere Klassenlehrerin verband es mit den Gedanken zum Weltfriedenstag. So ganz verstand ich noch nicht, was dieser Kosmosflug mit dem Frieden zu tun hat. Aber heute, ich bin inzwischen 17, weiß ich, wie wichtig es auch für die Friedenssicherung ist, daß die DDR mit den anderen sozialistischen Ländern eng zusammenarbeitet. Durch Ihre Fragen angeregt, suchte ich meinen Heimatkundehefter der Klasse 2 heraus mit der Eintragung über das historische Ereignis. Dabei lagen viele Postkarten und ein großes Plakat. Das alles werde ich gut aufheben, um es später meinen Schülern zu zeigen – ich möchte Lehrerin werden.

Dany Lemke, Frankfurt (Oder)



Landung auf dem Planeten Pluto. Frank Drechsler aus Flöha, 11 Jahre alt, läßt sowjetische und DDR-Wissenschaftler dort pflanzliches Leben entdecken.

... schlief damit ein

1978 war für mich auch ganz persönlich ein Jahr großer Ereignisse. Schließlich hatte sich – lange gewünscht – mein erstes Kind angesagt. Am 24. August wurde ich in die Frauenklinik des Armeelazaretts Bad Saarow-Pieskow eingeliefert. Am 26. August kam mein Sohn endlich zur Welt. Wie sicher jede Frau erinnere ich mich genau an alle Einzelheiten dieses Tages: Als ich ziemlich erschöpft wieder in meinem Bett lag, ertönte es über mir aus einem Lautsprecher: „Unser Sigmund Jähn – der erste Deutsche im All." Mit dieser Nachricht schlief ich ein.

Bettina Richter, Lübbenau

Einmal schwerelos!

Schon allein die Vorstellung, in einem Raumschiff zu sitzen und den Sternen entgegenzufliegen, versetzt mich in einen Schwebezustand! Den Planeten Erde ringsum zu betrachten, seine wirkliche Größe zu erahnen ... Auch die Schwerelosigkeit hat bestimmt ihre besonderen Reize. Wenn die Entwicklung der Technik so anhält, wer weiß – vielleicht hat jeder Mensch dann die Möglichkeit, sich den Traum „Kosmosflug" zu erfüllen.

U. Greiser, Zella-Mehlis

Unsere Leseraktion geht weiter. Ganz gleich, welche unserer fünf Fragen Sie beantworten – veröffentlicht in FW 10, 11 und 12/88 –, jede Einsendung kommt in die Auslosung. Letzter Einsendetermin: 30. Juni 1988 (Poststempel). Unsere Adresse: Redaktion FREIE WELT, Karl-Liebknecht-Str. 29, Berlin, 1026, Kennwort: Doktorhut

Wahrheit poetisch

Die Erzählung „Die Rückkehr des Prometheus" von Vytauté Žilinskaitė (FW 9/88) hat mir gut gefallen, zumal ich eine Vorliebe für litauische Schriftsteller habe, die auch aus persönlichen Begegnungen mit Mykolas Sluckis resultiert. In seinem bei uns erschienenen, psychologisch tiefgründigen Roman „Reise in die Berge und zurück" erzählt er die Geschichte eines Ästhetikdozenten und seiner Frau, deren Hochzeitsreise in den Kaukasus führt. Dort verliebt sich die junge Frau in einen georgischen Schauspieler. Zunächst ordnet sie sich, von Gewissensbissen geplagt, ihrem Ehemann bedingungslos unter. Doch ihr Dasein wird von den Ereignissen ihrer Hochzeitsreise so überschattet, daß sie der Enge ihrer Umgebung entflieht, studiert und selbst Karriere macht. Die Suche nach Wahrheit, Herzlichkeit und menschlichem Verständnis bildet eine Einheit mit der poesievoll beschriebenen Landschaft.

Sonja Drechsler, Frankenberg

Agafja allein?

Karp Ossipowitsch Lykow hat trotz aller Entbehrungen ein stolzes Alter erreicht („Der Tod des Einsiedlers", FW 10/88). Ist es richtig, Agafja jetzt allein zu lassen?

Erika Koszewski, Berlin

Ich sage es frei heraus, daß ich erleichtert über den Tod des alten Mannes war. Nun könnte Agafja ein menschliches Leben unter Verwandten gleichen Glaubens führen, um das ihr Vater sie 43 Jahre lang betrogen hat. Eine so tüchtige, mutige Frau. Ihr Leben war nur harte Arbeit mit primitivsten Mitteln unter Verzicht auf alle Freuden. Ich bin recht enttäuscht, daß sie in der Einöde bleiben will. Könnten die Menschen, die bisher bemüht waren, ihr Los zu erleichtern, nicht doch noch einmal versuchen, sie umzustimmen?

Herta Keune, Wilhelmshorst

Wir sind sicher, daß das geschieht, und werden alles berichten, was wir über Agafjas weiteres Schicksal in Erfahrung bringen.

Tanta Anna

Durch Ihr Kreuzworträtsel-Quiz 10 (FW 10/88) wurde ich wieder einmal auf die treue alte AN 2 aufmerksam. Während meiner langjährigen Dienstzeit in den Luftstreitkräften der NVA in den 60er Jahren sah ich sie oft, immer für vielerlei Aufgaben bereit, zum Transport von Personen und Gerätschaften, für Kurierzwecke oder zum Absetzen von Fallschirmspringern. Auch ich war ihr Passagier. Den im Rätsel gesuchten Begriff „Traktor der Lüfte" las ich zum ersten Mal. Wir nannten sie damals liebevoll „Tante Anna". In den letzten Jahren sah ich sie wieder – mit sowjetischem oder DDR-Emblem am Leitwerk als Agrarflugzeug über den Feldern in unserer Nachbarschaft.

Rudolf Gärtner, Lödla

„Tanta Anna" heißt übrigens in der UdSSR – ebenso liebevoll – „Onkel Anton"!

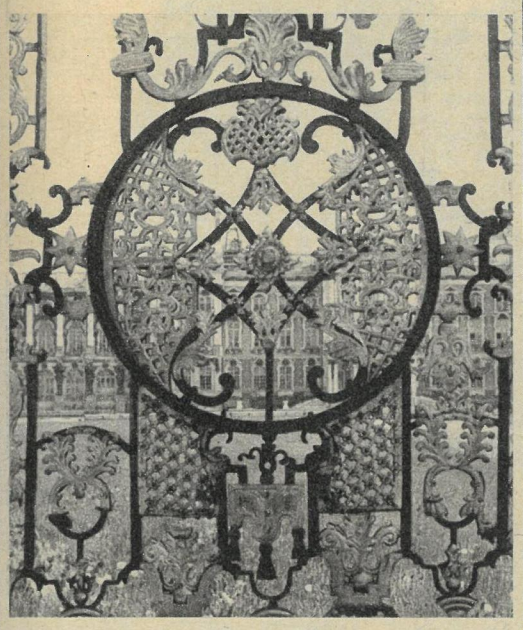
Noch einmal el tocororo

Zu gern wäre ich Dr. Freude auf seinen Pfaden im Bergregenwald auf Kuba gefolgt, um die Rufe des Tocororo zu hören (FW 10/88). Nur schade, daß man auf dem Foto die Gestalt des Nationalvogels der Karibikinsel nicht so gut erkennt.

Lisa Schulz, Leipzig

Dem kann abgeholfen werden – hier ein Nahporträt des Vogels, dessen Nahrung Blüten, kleine Früchte und Insekten bilden. Sein relativ schwacher Schnabel und wenig Geschicklichkeit zum Nestbau zwingen ihn, zur Eiablage und Aufzucht der Jungen nach Spechthöhlen zu suchen, die er im Stamm der Königspalme oder in anderen hohen Bäumen findet.

Julio A. Rodrígues, AIN Habana



Blick fürs Detail in Puschkin bei Leningrad hatte Peter Kaiser, Marxwalde

Preisfrage

Heft 13/88

In welchem Ort hat eine berühmte sowjetische Hotelkette ein neues Hotel eingerichtet?

Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. 1 × 50 M sind zu gewinnen. Das Los entscheidet. Auflösung in Heft 16/88. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort schicken Sie bitte an Redaktion FREIE WELT, Postfach 9, Berlin, 1056. Briefe werden nicht gewertet. Einsendeschluß: 6. Juli 1988. Auflösung von Heft 10/88: Marita Koch. Wir gratulieren Torsten Schnell, Ludwigslust.

Minerale – Gesteine – Erze

Die richtige Lösung in Heft 10/88 lautete: bis 33 Prozent. Es gewannen: 100 M – H. Marssan, Kleinmachnow; 75 M – R. Martin, Frankfurt (Oder); je 50 M – G. Maschke, Meißen; R. Liebegott, Nienburg; W. Göseke, Wittenberge.

Redaktion: Ingrid Buchholz, Helga Bengtson; Fotos: Bernd Ebert, Julio A. Rodrigues

Korrespondierendes Mitglied der Akademie der Künste der DDR:

Ein polnischer Palestrina?

Krzysztof Penderecki. Ist er ein Neutöner? „Nein", wehrt er entschieden ab, „ich gehöre nicht zur selbsternannten Avantgarde und pflanze lieber einen Baum, als mir Musik von Stockhausen anzutun. Ich habe Jahrzehnte damit verbracht, neue Klänge zu suchen und zu finden. Gleichzeitig habe ich mich aber auch mit Formen, Stilen und Harmonien der Vergangenheit auseinandergesetzt. Beiden Prinzipien bin ich treu geblieben. Ich probiere immer Neues aus, vor allem mit den Streichinstrumenten und der menschlichen Stimme, und ich greife immer häufiger auf Traditionelles zurück. Mein derzeitiges Schaffen ist eine Synthese ..." Das in keine Stilsystematik passende Gesamtwerk dieses Musikers von verblüffender internationaler Karriere bezieht seine tiefgründende Universalität aus der polnischen Herkunft. Ingeburg Kretzschmar (Text) und Peter Meißner (Foto) besuchten exklusiv für FREIE WELT den Komponisten in seinem Krakower Heim.

Penderecki: „Ich bin ein sehr langsamer Arbeiter und brauche viel Zeit, um ein neues Werk zu beenden. Meist überarbeite ich ein fertiggestelltes Stück ein- oder zweimal."

Ein polnischer Palestrina?

„Palestrina? Ein unverhoffter Vergleich", entgegnet Penderecki, „darüber müßte ich erst nachdenken, Sie wissen, ich bin kein Selbstanalytiker. Gewiß, ich stamme aus einer streng katholischen Familie und verbrachte als Kind viel Zeit in Kirchen. Das hat mich geprägt."

Krzysztof Penderecki, 1933 in Debica geboren, einer Kreisstadt ostwärts von Kraków, ist ein Weltname geworden. Die Familie kommt aus der damaligen polnischen Ukraine, der Urgroßvater mütterlicherseits, Johann Berger, aus Schlesien, eine Urgroßmutter gar aus Armenien. Und so blicken uns heute aus dem energischen, dabei sehr empfindsamen Penderecki-Gesicht hinter dem Vorhang von Bart und Brille pechschwarze Augen an...

Krzysztofs Vater, ein Rechtsanwalt, spielte Geige, ein wenig Klavier auch. Doch Musiker von Beruf hatte es in der Familie noch keine gegeben. Im Elternhaus wurde viel musiziert, der Vater und einige Onkel bildeten Duos und Quartette, und bei ihrer Hausmusik fiel auf, daß der Filius sehr feinnervig reagierte auf Rhythmus, Takt und Tempo. So erhielt er, nicht sonderlich erfolgreich, Klavierunterricht, und nach dem Krieg kaufte ihm der Vater eine Geige. In den letzten Jahren vor dem Abitur kriegt Krzysztof Violinunterricht, entwickelt sich – zu spät, um noch ein Virtuose zu werden – immerhin zu einem versierten Geiger, nimmt heimlich aber Kompositionsunterricht. Berufsideen tauchen viele auf, Vorstellungen von Bildhauer oder Maler, auch Ingenieur, Marineoffizier oder Förster... Doch der Einfluß seines Musiklehrers Darlak förderte den Entschluß, in Kraków eine musikalische Ausbildung aufzunehmen, obwohl der Vater ein Architekturstudium verordnet.

Den jungen Penderecki reizt vorerst das studentische Leben, die Atmosphäre an der altehrwürdigen Universität Kraków. Er hört Philosophie-Vorlesungen, lernt Griechisch und Latein. Skoyszewski, ein Pianist und kompositorisch ungewöhnlich gebildeter Mann, führt Penderecki in die Urgründe der Musiktheorie ein und wird in den Fächern Harmonielehre und Kontrapunkt eine seiner entscheidenden Bildungsfiguren.

An der Musikhochschule aber hängt die Geige bald am Nagel, und auch der Flügel wird zugeklappt. Weit mehr interessiert sich der junge Mann für die musikalische Architektur. Die ersten Kompositionen konzipiert Student Penderecki nicht im stillen Kämmerlein, sondern am Kaffeehaustischchen inmitten der üppig wuchernden Jugendstil-Ausstattung des Krakówer „Jama Michalikowa". 1958 macht er sein Hochschulexamen im Fach Komposition, schreibt im gleichen Jahr die „Psalmen Davids" für Chor und Schlagzeug und fühlt sich von nun an als Komponist.

Und plötzlich der beispiellose Triumph: Er gewinnt bei einem polnischen Komponisten-Wettbewerb – unter den Juroren Witold Lutoslawski – mit drei anonym eingesandten Werken alle drei ersten Preise. Neben den „Psalmen" gehörten dazu die „Emanationen" für Doppelstreichorchester sowie die „Strophen" für Sopransolo, Sprecher und zehn Instrumente auf Texte von Sophokles, Jesaja und Avicenna. Penderecki gilt nun in Polen als ein bewunderter Musiker. Zur Auszeichnung gehört eine zweimonatige Italienreise. Er kostet sie aus mit seinem ganzen Bildungshunger. Und es beginnt die wichtigste Experimentierzeit in Pendereckis Komponistenleben:

„Ich habe vieles ausprobiert und meinen Stil sicher häufig gewechselt", bekennt er, „aber bei allem mein Publikum gehabt..." Seine Musik gewann selbst dort Anhängerschaft, wo das Publikum der Moderne eher aus dem Wege geht. Benutzt er Cluster und Glissandi als Symbole für Aufschrei und Qual, erfindet er bestürzende Ausdrucksmittel für die Klangwelt apokalyptischer Ereignisse unseres Jahrhunderts – Themen wie Auschwitz und Hiroshima geht er an –, er spart die betroffen machende Darstellung des geschundenen und dennoch hoffenden Menschen unserer Zeit nicht aus, auch nicht die Assoziationen zur gespenstischen Bilderwelt eines Hieronymus Bosch. Reflektiert die Fühlweise seiner Generation mit erhöhter Schmerzempfindlichkeit, die sich somit musikalischer Glätte verweigert. Penderecki erklärt dazu: „Das ist nun mal die Zeit, in der wir leben und gelebt haben. Den Hieb der Vergangenheit kann man aus seinen Erfahrungen nicht einfach ausradieren..."

Gehörten in seinem großen Œuvre zu Orchester-„stimmen" gelegentlich selbst Trillerpfeife, Säge, elektrische Klingel oder Schreibmaschine, formt er jetzt aus dem Geräuschegestöber und manchem Chaos der Klänge mehr und mehr das Melodische heraus, läßt manches Opus provokant unprovozierend in einen reinen Dur-Akkord münden... Ausdruck einer beginnenden Klassiker-Haltung?

Wir sitzen einander in der Wohnhalle seines Krakówer Hauses gegenüber, an einem mächtigen Eichentisch, gebaut nach einem Vorbild aus dem Wawel, an dem ein Regierungskabinett Platz hätte. Von der Wand schaut uns das Bild eines unbekannten deutschen Meisters zu, ein mild dreinblickender Perückenkopf. Im Hintergrund ein wuchtiger Stollenschrank aus dem 17. Jahrhundert, eine altchinesische Truhe, überall Uhren aus verschiedenen Ländern und Epochen, ein kleines Museum, aber eines von der lebendigsten Art, Vergangenheit und Gegenwart aufs selbstverständlichste beisammen. Nichts von modischem Krampf. Hier wird nicht nach Effekten gegrapscht. Oben, auf der Galerie, die Bibliothek, bibliophile Kostbarkeiten reihenweise, philosophische Literatur, Weltliteratur von Dante bis Beckett, von Goethe bis Thomas Mann. Und in der Ecke etliche Berge von Science-fiction- und Karl-May-Bänden. Penderecki, ein ungewöhnlich belesener Mann mit universalen Kenntnissen und stets in schöpferischer Spannung, ist, wie wäre es anders zu erwarten, auch ein Kunstkenner von hohen Graden. Am meisten interessiert ihn die Zeit der Renaissance, so wie sie etwa ein Palestrina in seinen Kompositionen reflektiert hat, ihre Aufbruchstimmung, ihre Suche nach einem neuen Weltbild, nach neuen Lebens- und Ausdrucksformen, und natürlich deren Assoziationen zur Gegenwart. Und von späteren Musikepochen? „Die Instrumentationskunst eines Brahms zum Beispiel. Sie fasziniert mich stets aufs neue. Und Bach natürlich. Und nochmals Bach. Ein Meister von unwiederholbarer Größe."

Von hier läuft der rote Faden zu Pendereckis „Lukas-Passion", jenem geradezu eruptiven Moment seines prallen Schaffensjahrfünfts in den frühen sechziger Jahren, ein Werk, das in voller Pracht im Dom zu Münster uraufgeführt wurde und jetzt in der herrlich restaurierten Krakówer Katharinen-Kirche eine internationale Fernsehübertragung erleben wird: ein Monumentalfresko, das auf einem raffiniert geformten Dramaturgiegerüst ruht, mit gewaltigen Chorszenen, geflüstert bis geschrien, mit gregorianisch orientierten Intonationen und mit dem berühmten B-A-C-H-Kern der zwölftönigen Grundreihe als Erkennungsmotiv und Huldigung an den Leipziger Thomaskantor. „Ich bin seit Bach der erste, der wieder eine Passion geschrieben hat", erklärt er wie beiläufig. Von seiner eigenen Musik spricht er am wenigsten. Viel lieber von seinem Arboretum, das er auf seinem Landsitz angelegt hat...

Pendereckis Kompositionen entstehen meist auf Reisen – er legt im Jahr an die hunderttausend Kilometer zurück –, an fernen Plätzen, wo ihn die Flut der Verpflichtungen nicht erreichen kann. Sein eigentliches Arbeitszimmer hier zu Hause ist überraschend klein, bestückt mit einer erlesenen Handbibliothek an Geschichts- und Nachschlagewerken. Über Eck ein Barocktischchen mit Partiturnotaten zur III. Sinfonie, die kurz vor ihrer Vollendung – und auf regelrechtem Notenpapier – steht, in den Bücherregalen Ikone aus dem 15. und 17. Jahrhundert, an den Wänden zwei Gemälde alter holländischer Meister. Der Flügel wirkt unbenutzt, die Geige ist nicht mehr vorhanden. Hilfsmittel, die er nicht mehr braucht.

Er läßt uns Zeit, ihn zu betrachten: Beherrschtheit, sensibles Reagieren, aus tiefer religiöser Tradition und unromantischem Stolz ganz Pole, angestauter Schaffensdrang, Aktionsbedürfnis, das beinah an einen Top-Manager erinnert. Später steckt in der Brusttasche seines Ledermantels ein Sprechgerät, mit dem er in der Katharinen-Kirche die daheim auflaufenden Anrufe sofort in den Mantel hinein beantwortet, entscheidungsgewohnt präzise und immer mit offenem Ohr für Beratung. Nirgends eine Wendung ins verblasen Allgemeine. Nirgendwo eine schlappe Leine. Über Jahrzehnte hinweg mit der Fähigkeit begabt, sein Können zum richtigen Zeitpunkt und für den geeigneten Auftrag einzusetzen.

Und der ganz persönliche Schmuck dieses Mannes: Frau Elzbieta, deren Schönheit ebenso Aufsehen erregt wie ihre Bildung und ihr Stilgefühl. Sie ist die Regisseurin, die alles Unnötige fernhält und die Fülle der Obliegenheiten bewältigt, als verpacke sie alles in Seide.

Ich hätte mit Penderecki über seine Opern sprechen wollen, über „Die Teufel von Loudon" zum Beispiel, in der Berliner Staatsoper 1975 inszeniert, über „Das verlorene Paradies" oder über Harry Kupfers Salzburger Inszenierung der „Schwarzen Maske". Doch Penderecki lenkt abermals das Gespräch von sich ab, diesmal auf Schostakowitsch:

„Für mich ist Schostakowitsch, den ich selbst gut gekannt habe, der Bedeutendste unseres Jahrhunderts. Wenn ich zum Dirigieren in den Frack steige, steht unbedingt ein Schostakowitsch-Werk auf meinem Programm..." Daß heutzutage die Spitzenorchester der Welt Penderecki ans Pult bitten – seiner dramatisch durchgreifenden, scharfkantigen Interpretation wegen –, erwähnt er nicht weiter. Daß aufrauschender, oft tobender Beifall ihm entgegenbrandet, täuscht nicht hinweg über Kritik und Anfechtung. Fremd sind sie ihm nicht, und selten sind sie auch nicht. Die Publikumsreaktionen reichen von blinder Bewunderung bis hin zu totaler Ablehnung seiner Werke. Er nimmt das mit Gelassenheit, durchaus aber mit Aufmerksamkeit. Zudem bekennt er: „Kritik und auch Neid habe ich gern. Sie spornen mich an, treiben mich vorwärts..."

Gewiß, nicht alles von den neuen Auffassungen, die er vorgeprägt hat, nicht alles von den Reihenwürfen seiner Erfolge ist auf gleicher Höhe, von gleicher Prägnanz. Im übrigen: kein wirklich Großer, der es allen recht macht.

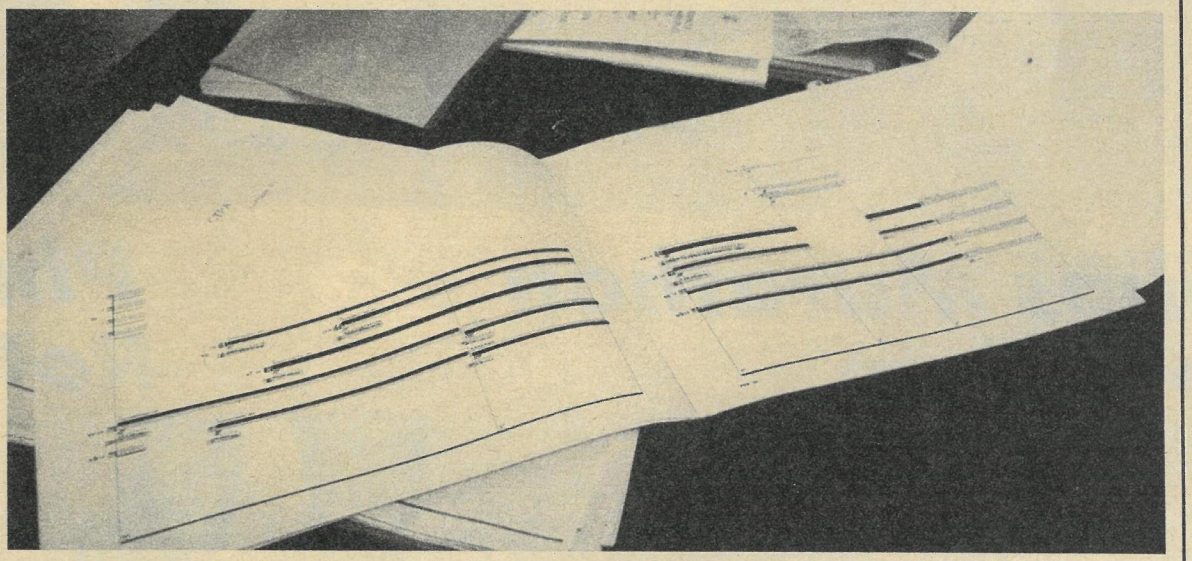
Kann er sich davor schützen, daß fremder Anspruch von seiten seines Riesenpublikums ihn nicht abbringt von seiner eigenen künstlerischen Überzeugung? Und wie schafft er es, daß er auf einer bestimmten Erfolgsstufe nicht einfach stehenbleibt und sich selbst kopiert?

„Ich hoffe, davor bewahrt mich das ständige Studium der großen Meister, der Kunstgeschichte und Literatur..."

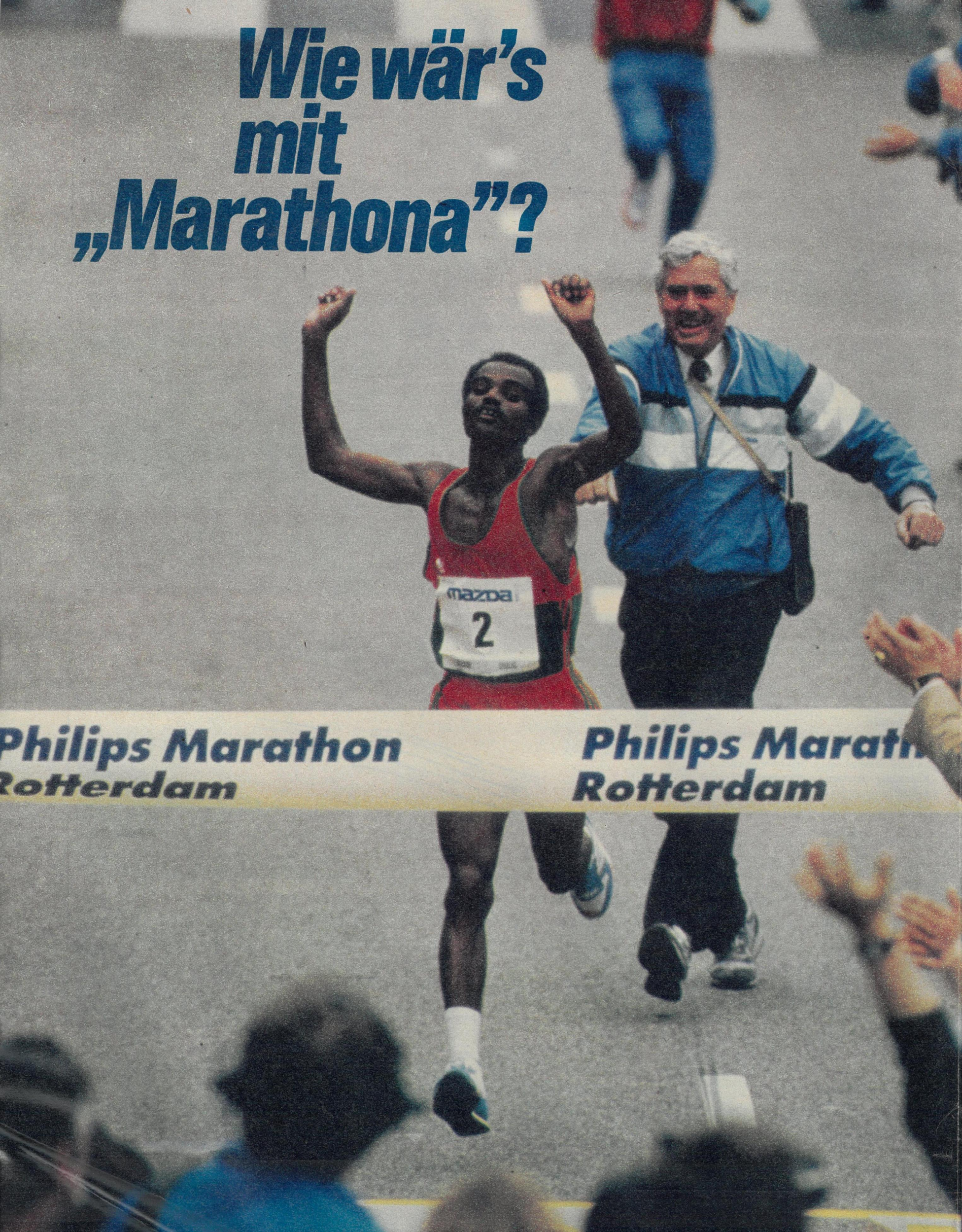
Krzysztof Penderecki, achtmal Doktor honoris causa, Ehrenmitglied zahlreicher ausländischer Musikakademien, Träger aller wichtigen polnischen und internationalen Preise, steht heute im Zenit seines Schaffens. Gegenwärtig arbeitet er an der Fertigstellung seiner III. Sinfonie, die Vierte ist bereits konzipiert. „Zuvor aber steht eine Auftragsarbeit des Moskauer ‚Bolschoi' auf meinem Arbeitsplan. Ich schreibe ein Ballett nach Bulgakows Roman ‚Der Meister und Margarita', dessen neue Interpretation des faustischen Themas mich überaus reizt..."

Penderecki – ein polnischer Palestrina? Ob er zu den Genien zählen wird, die als künstlerische Symbolfigur seiner, unserer Epoche gelten werden, muß die Zeit entscheiden. Die Geschichte siebt gnadenlos.

Penderecki während einer Stellprobe zur Aufführung der Lukas-Passion in der Krakówer Katharinen-Kirche (oben)
Penderecki-Partituren gleichen zuweilen Fieberkurven oder Oszillogrammen und wirken, mit bunten Filzstiften bemalt, wie komplizierte graphische Gebilde (rechts)
Des Komponisten rechte Hand: seine hochgebildete Frau Elzbieta (links unten)
Im Arbeitszimmer seines Krakówer Hauses: der Komponist mit unserer Autorin Ingeburg Kretzschmar (rechts unten)



Wie wär's mit „Marathona"?



Philips Marathon
Rotterdam

Philips Marathon
Rotterdam

+++ ein juengling schreibt marathon-geschichte +++ weltbestenliste uebersprungen +++ erstmals unter 2:07 stunden +++

Auf dem Coolsingel, so heißt eine Straße in Rotterdam, erfüllte sich für den Äthiopier Belayneh Densimo ein Traum, den er bislang eigentlich noch nie geträumt hatte. Letztes Jahr auf Rang 11, übersprang er vor einer halben Million Zuschauern gleich das gesamte Zehnerfeld einer ewigen Weltbestenliste und wurde der schnellste Marathonläufer, den es je gab.

Zwei Stunden, sechs Minuten und fünfzig Sekunden hat er für die 42,195 Kilometer gebraucht und damit 22 Sekunden weniger als der Portugiese Carlos Lopes, der vor drei Jahren auf demselben Kurs 2:07:12 Stunden gelaufen war. Alles, was Densimo bei diesem traditionellen Rotterdam-Spektakel zustande brachte, bewegte sich am obersten Rand eines Zeitschemas, das Experten für Marathonläufe zwischen 3:31:00 und 2:06:35 Stunden erarbeitet haben.

Auf den ersten zehn Kilometern (30:05) war der Polizist aus Cedamo schneller als einst Paavo Nurmi bei seinem letzten 10 000-m-Weltrekord (30:06,2)! Die 20-km-Marke passierte er nach 1:00:12 h mit einer Zeit, die besser war als Emil Zatopeks erster 20 000-m-Weltrekord (1:01:15)! Mit seinen 1:30:13 h nach 30 Kilometern lag er nur eine knappe Minute hinter dem 30 000-m-Weltrekord des Japaners Toshihiko Seko (1:29:18,8) zurück!

„Wenn ich mich im Finish noch mit jemandem hätte auseinandersetzen können, wäre ich vielleicht unter 2:06 Stunden geblieben", sagte Densimo hernach. „Aber ich verlor ja zuletzt sogar Ahmed Saleh aus Djibouti, der am Ende ebenfalls schneller war als damals Lopes." Dabei wollte der zehn Jahre ältere Vizeweltmeister und Weltcupsieger Saleh in Rotterdam nicht nur siegen, sondern auch Weltrekord laufen – was er schon lange vorhatte.

Am Kilometer 35, wo ein Marathon angeblich erst richtig anfängt, war die Welt für Saleh auch noch in Ordnung. Als passiver Teilhaber jener Vorentscheidung, da Densimo seine Landsleute Mekonnen und Bulti aus seinem Windschatten schüttelte, spielte er seinen letzten Trumpf aus, setzte sich an die Spitze und träumte den Traum vom großen Sieg. Doch beim zweiten Überqueren der Willemsbrücke hörte er hinter seinem Rücken schon wieder die gleichmäßigen Atemzüge des taktisch gewieften Äthiopiers.

Und plötzlich fiel Saleh aus allen Wolken. Mit einem gewaltigen Antritt blies Densimo zum Aufbruch und war im Handumdrehen auf und davon. Aus respektabler Entfernung erlebte der Djibouti sodann, daß der kleine Mann aus Cedamo für die letzten 2195 Meter nur noch 6:29 Minuten brauchte. Ein klassischer Spurt in einem klassischen Rennen – das I-Tüpfelchen zum Weltrekord. Bis ins Ziel hinein unter Gegendruck, hätte der Äthiopier womöglich noch ein kleines Marathonwunder vollbracht und nach weniger als zwei Stunden den 40. Kilometer passiert. So, im Alleingang, wurden es „nur" 2:00:20 ...

Und dann Addis Abeba. Eine Heimkehr wie im Märchen. Jubel und Trubel, in den Straßen Gesänge und Tänze bis in die Nacht hinein. Alles nur noch vergleichbar mit jenem Tag, an dem der barfüßige Marathonläufer, der olympische „Eroberer von Rom" 1960, der unvergessene Nationalheros Abebe Bikila nach Hause kam. Landesweit rief der Rundfunk zu einem Wettbewerb auf: Leute, erfindet für Belaynehs soeben geborene Tochter einen Vornamen, der irgendwas zu tun hat mit Marathon und mit Sieg! Wenn's im Arabischen das Wort Marathon gäbe, könnte man einen Vorschlag machen: Viktoria Marathona.

Die Sprache der Amharen macht es auch schwierig, Belayneh Densimos Name allgemeingültig zu transkribieren. Es kursieren Belayne und Belaine, Belayenh und Belaynech, Belaneh und Belayneh, Denisime, Desamo und Densimo. Gesichert ist, daß es sich bei Belayneh um den Familiennamen handelt, denn dieser kommt in Amharisch immer zuerst. Indes haben wir uns längst daran gewöhnt, den größten Marathonläufer aller Zeiten Bikila zu nennen – eigentlich heißt er Abebe ... Aus diesem kühlen Grunde werden wir uns in Zukunft auch mit „Densimo" anfreunden müssen. In der ganzen Welt geschieht das bereits.

Auch ist, was mit äthiopischer Zeitrechnung zusammenhängt, Delayneh Densimos weltweit angegebenes Geburtsjahr 1957 umstritten. In seinem Reisepaß, der ihn außerhalb der Landesgrenzen ausweist, steht der 18. Juni 1966. Demzufolge wird er dieser Tage 22 Jahre alt, war er also mit einundzwanzig der bisher jüngste Weltbestzeit-Inhaber im Marathon.

Hans Richard Vollbrecht

Fotos: Soemar Chamid

+++ halbe million zuschauer erlebten belayneh densimo +++ aethiopien feiert +++ addis abeba im freudentaumel +++

Eine Herde ungestümer Pferde des Kasachstaner Sowchos „Rasswet“ im Gebiet Zelinograd begrüßt den jungen Morgen. Stampfende Hufe durchquirlen den Steppenfluß Nura. 427 Rösser hält der Sowchos, 140 von edler Rasse — Araber, Orlower.

Die Reporter Klaus Hurrelmann (Text) und Detlef Christel (Foto) begleiteten die fohlenführenden Stuten und erlebten, wie der belebende Trunk Kumys entsteht.

Schon Pallas pries den Kumys

Kumys

Sonnenaufgänge sind mit einer gewissen Vorsicht zu genießen. Zumindest, wenn der Beobachter schließlich zum Beschreiber werden soll. Gar zu nah ist beim Schildern dieses Naturschauspiels die gefährliche Grenze zum Kitsch. Am besten, man behält manches, das man mit eigenen Augen sah, für sich... Dennoch.

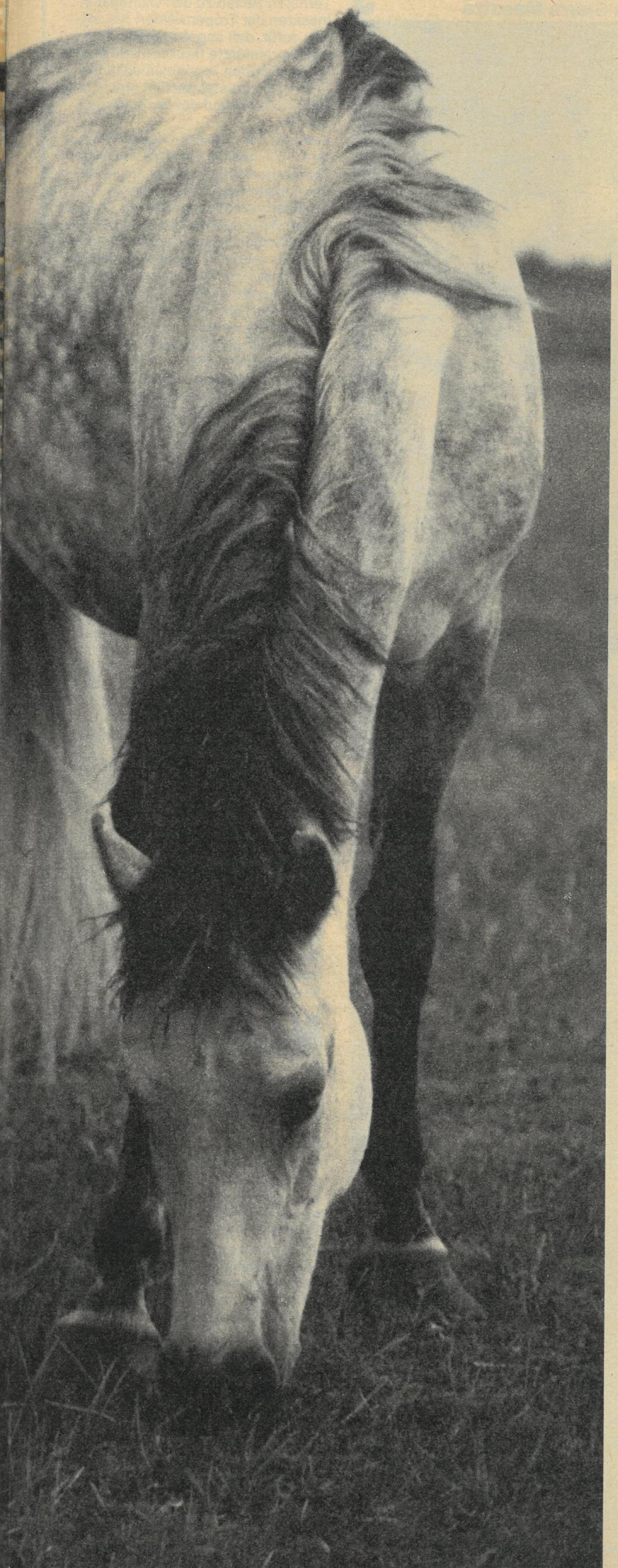
Stockfinster ist die Nacht. Mögen auch Sterne hoch oben noch so eifrig blinken. Steppe ringsumher. Schwärze ringsumher. Plötzlich geht ein waagerechter Schnitt quer durch die dunkle Wand, die man gerade noch vor Augen hatte. Und sie teilt sich in Himmel und Erde. Der Morgen wird zum Schöpfer des Horizonts. Für den Mitteleuropäer das Überraschendste: die so offensichtliche Reinheit der Luft über Kasachstans Steppe. Das Himmelsgewölbe färbt sich in Augenblicken flammend rot, und die Sonne beginnt unverzüglich ihre Wanderung. Unvermittelt überschwemmt sie die Landschaft mit gleißendem Licht. Da ist kaum ein Übergang. Und nichts von dem weichen Hell eines frühen Tages bei uns.

Im Pferch prescht hin und wieder eine Stute in übermütiger Runde, stampft sich die Morgenkühle aus den Beinen. Ungeduldig schnauben die Tiere, recken witternd die Hälse. Kräftiges Ausschlagen mit den Hinterhufen stellt offenbar über Nacht vergessene Rangfolge in der Herde wieder her. Dicht am Gatter würzt kräftiger Pferdegeruch jeden Atemzug. Diese feuchten, guten, braunen Pferdeaugen...

Eine silbergraue, besonders sanfte Stute, ungesattelt, wird dem Reporter zugeführt. Mit bloßen, ungespornten Füßen, durch Druck und sanften Stoß in die Flanken, bringt er das gutmütige Tier in Trab. Denn nun öffnet sich das Gatter für die Herde, die von Minute zu Minute unruhiger geworden war. Die Pferde drängen durch das Tor und werden von zwei berittenen Hirten über die staubende Steppe dirigiert. Der harte Grund (wann hat Regen ihn zum letzten Mal benetzt?) wird zum dröhnenden Resonanzboden. Feiner Staub, der in die Nase dringt, läßt den herben Wermutduft schnell vergessen. Zügig sucht die Herde ihren Weg. Und mittendrin, auf dem gemütlich schaukelnden Rücken seines Reittiers, vergißt der Reporter die Höhenangst und genießt in vollen Zügen das Gefühl, einmal integrierter Bestandteil einer ungebärdigen Pferdeherde zu sein. Unversehens, wie angewurzelt, bleiben die ersten Tiere stehen: Das Ufer des Steppenflüßchens Nura ist erreicht. Und obwohl sie da täglich hinüber müssen, sie gehen das Wasser unglaublich vorsichtig und zögernd an. Die Treiber stoßen manchen Schrei aus, bis die erste Pferdefrau ganz langsam den rechten Vorderfuß ganz hoch hebt, ihn dann in Zeitlupe durch den Wasserspiegel drückt. So ist der Bann gebrochen. Wie die wilde Jagd stiebt alles hinüber auf eine Insel, gebildet vom Flüßchen und salzigen Sümpfen. Saftiges Gras wie sonst nirgends in der Steppe wächst dort. Ein genüßliches Pferdefrühstück beginnt. Es währt nicht allzu lange. Wieder wird die Herde zusammengetrieben, auf einen eigentümlichen Pferch zu.

Dessen Zäune bestehen nicht aus dünnen Baumstämmen, sondern aus zusammengeschweißten Eisenrohren. Eine industriell gefertigte Anlage, die von oben wie eine bauchige Flasche aussehen muß. Die ist im Inneren mehrfach aufgeteilt; in einem kleinen Gatter tummeln sich Fohlen. Sie sind gewiß der Grund, weshalb die Muttertiere so widerstandslos in den Flaschenhals traben, in eine Reihe Melkstände hinein. Aber dort gibt es keine Melkautomatik – Frauen mit Plasteeimern kommen. Und mit flinken Bewegungen, die Eimer ganz dicht unter die Zitzen gehalten, leeren sie die Euter. Auch die Zitze, die nicht gemolken wird, gibt bei jedem Strich einen feinen Strahl ab. Aber Stutenmilch strömt hier nicht im Überfluß. Alle zwei Stunden etwa sind die Stuten dran, und viel mehr als einen Liter gibt dann keine her. Nachts aber dürfen sich die schon recht großen Fohlen laben...

Ja, könnte man die Stuten nicht auch maschinell melken? Das würde doch viel schneller gehen? Daran hat man im Sowchos schon gedacht. Aber, so grübelt der Re-



porter, wer würde dann die Tiere mit leisem „schu, schu, schu“ beruhigen? Das Melken macht den Stuten nicht viel aus, aber sie werden nervös durch die Enge im Melkstand. Erleichtert flitzen sie nach der Prozedur davon.

Die Milch wird nun nicht etwa in Flaschen oder Kannen abgefüllt. Etwas viel Feineres, nämlich Kumys, wird daraus bereitet. Leicht vergoren mundet Pferdemilch viel besser, ist erfrischender und bekömmlicher. Auch diese Weiterverarbeitung – man kann sie getrost Veredelung nennen – geschieht noch nicht industriell, sondern nach alter kasachischer Hirtenart. Sapura Nugmanowa macht den Kumys zu Hause bei sich. Dazu hat sie große Eichenholzfässer. Sie „impft“ die frische Milch mit einem Schuß Kumys vom Vortag, mischt dann alles gut mit einer Stampfkelle durch. Innen sind die Kumysfässer ganz schwarz, alle zwei, drei Tage werden sie ausgeräuchert, sonst würde der Kumys verderben. Einen Tag und eine Nacht bleibt das Ganze nun stehen, dann ist der belebende, urgesunde Trunk fertig. Der Sowchos beliefert den Basar in Zelinograd und das Kumys-Sanatorium in Borowoje.

Wanderer, kommst du nach Kasachstan, und man kredenzt dir eine Piale, eine henkellose Trinkschale voll Kumys, dann zögere nicht, setze sie an den Mund und schlürfe sie leer.

Unseren Heimweg von der Pferdefarm beleuchtet die untergehende Sonne. Die Steppe versinkt wieder im Nichts. Und sehr spät abends greift der Reporter zu einem Reclam-Bändchen. Geschrieben hat es Peter Simon Pallas (1741–1811). Den hatte einst die russische Zarin Katharina II. zu Forschungsreisen in ihr Riesenreich entsandt, und so gelangte er auch zu den Kirgis-Kasaken. Die erkannten den aus Berlin gebürtigen Professor der Petersburger Akademie der Wissenschaften als friedfertigen Reisenden und bewirteten ihn „mit sehr angenehm säuerlichem Kumys“. Und er konstatierte, daß der „Kasaken eigentümlicher Reichtum die Viehzucht“ sei. Ihre Pferde seien „wenig von den kalmükkischen unterschieden; doch pflegen sie etwas höher von Wuchs zu sein. An Wildheit und Flüchtigkeit sind sie jenen gleich und ebenfalls gewöhnt, ihr Futter den ganzen Winter unter dem Schnee hervorzuscharren, wovon dem übrigen Vieh zugleich das Weiden erleichtert wird“.

Kasachstan, welch Nebeneinander von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft…

Dieser Beitrag entstand in Zusammenarbeit mit der Zeitung „Freundschaft“, Alma-Ata.

Im nächsten Heft:

Korridor-Gespräche

Vertreter unterschiedlichster Ansichten aus aller Welt treffen sich für drei Tage in Berlin und diskutieren über atomwaffenfreie Korridore und Zonen auf unserem Planeten. Unter ihnen der ehemalige dänische Ministerpräsident Anker Jörgensen (Foto), den FREIE WELT in Kopenhagen besucht hat und den unsere Reporter in einem Porträt vorstellen.

Foto: D. Steinberg

Das „heilige Meer“

Sibirien, ein Territorium von kontinentalen Ausmaßen, bedarf mehr und mehr des Schutzes der Umwelt. Welche Gefahr droht dem Baikalsee? Wie umstritten ist ein Wasserkraftwerk, das im Altai entstehen soll?

Zwei Sekunden oder ein ganzes Leben

Der winzige Bruchteil einer Minute entschied über das Schicksal des ersten Kosmonauten. Lesen Sie im nächsten Heft die wahrscheinliche Hypothese über die Ursachen der Flugzeugkatastrophe, bei der Juri Gagarin und Testpilot Wladimir Serjogin umkamen.

Foto: NOWOSTI

Mit geballter Faust auf die Tasten…

Der Komponist Hanns Eisler war, wie seine Lieder, herausfordernd, energiegeladen. Er wäre am 6. Juli 1988 90 Jahre alt geworden.

Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.

Urwaldleben im Regenwald der kubanischen Sierra Maestra

Termiten zählen zu den wichtigsten Insekten der Tropenwälder. Sie sorgen dafür, daß abgebrochene Äste und umgestürzte Bäume nicht jahrelang am Boden liegenbleiben, sondern bald zersetzt werden und in den Nährstoffkreislauf der Natur zurückkehren.

Fast alle Termitenarten leben von totem Holz, das sie mit Hilfe einzelliger Darmorganismen verdauen. Die Reste düngen den Boden oder finden als Baumaterial Verwendung. Auch die im Bergregenwald der Sierra Maestra häufigen Nasuti-Termiten (Nasutitermes reeperti) bauen vor allem mit Kotklümpchen. Ihre Nester erreichen einen Durchmesser von mehr als einem Meter. Sie sind vieltausendfach gekammert, sehr hart und ohne Hacke oder ähnliche Werkzeuge nicht zu öffnen. (Foto unten: Termitennest am Boden, Foto oben zeigt einen Blick in ein geöffnetes Termitennest). Im Innern liegt die besonders feste Königskammer. Die Königin hat einen zur Eiproduktion mehrere Zentimeter lang aufgetriebenen Hinterleib, so daß sie diese Kammer durch die engen Gänge nicht verlassen kann. Arbeitstermiten versorgen sie und kümmern sich um die frischgelegten Eier.

Das Leben aller Termiten spielt sich fast ausschließlich in ihren Nestern ab. Dort sind sie nicht nur vor vielen Feinden, sondern auch vor dem Sonnenlicht geschützt, das die zarthäutigen hellen Insekten nicht vertragen. Selbst für die Nahrungssuche errichten sie vom Nest ausgehende lange, überdachte Straßengalerien. Man bekommt die Tiere deshalb nur zu sehen, wenn ihr Wohnsystem zerstört wird.

Entdeckt man die Straßentunnel der Termiten in der Nähe von Wohnhäusern oder Stallungen, ist das ein Alarmzeichen für die Menschen, denn auch verbautes Holz wird innerhalb kurzer Zeit von innen her ausgenagt. Man kann dann ohne Schwierigkeiten einen Finger durch Holzbalken oder -wände stecken. Schon oft stürzten Holzhäuser aus diesem Grund zusammen. Bauten am Rande des Regenwaldes aus nicht termitenfestem Holz müssen alle drei bis vier Jahre erneuert werden.

Nasuti-Termiten

Preisfrage:

Wer verrichtet im Termitenstaat die anfallenden Arbeiten (abgesehen von Geschlechtstieren)?

a) nur weibliche Tiere
b) Weibchen und Männchen
c) Weibchen, Männchen und ältere Larven

Antworten bitte auf Postkarte bis 6. Juli 1988 an FREIE WELT Postfach 10, Berlin, 1056

So war es richtig in Heft 11/88: Die erwachsenen Faltenwespen ernähren sich von Nektar und süßen Früchten (b). Es gewannen: 100 M – Th. Erpenbach, Trebsen; 75 M – H. Hamer, Berlin; je 50 M – G. Friedrich, Karl-Marx-Stadt; Th. Reinsch, Schwerin; W. Espig, Bernsbach.

Text und Foto: Dr. Matthias Freude, Redaktion: Christel Kotsch